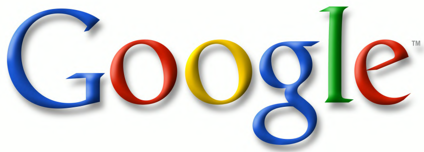


Jiskor

Ein Buch des Gedenkens an gefallene Wächter und Arbeiter im Lande Israel

Mit einem Geleitwort von
Martin Buber

Jüdischer Verlag, Berlin

Jiskor



Zweite Auflage
4.—6. Tausend

Jiskor

Ein Buch des Gedenkens
an gefallene Wächter und Arbeiter
im Lande Israel

Deutsche Ausgabe

Mit einem Geleitwort von

Martin Buber

1920

Jüdischer Verlag, Berlin

erobern! Wir erobern Boden, Leben, ein Palästinaleben — und was geht uns alles andere an!

Wir waren siegesfroh. An den Abenden nach der Arbeit pflegten wir in der Arbeiterküche oder auf den sandigen Wegen zwischen Weinbergen und Plantagen zusammenzukommen und zu tanzen und zu singen, Hand in Hand, Schulter an Schulter im Rundtanz.

Etwa ein Jahr arbeitete ich in Petach-Tikwa und den andern Kolonien Judäas; aber ich hatte mehr Fieber und Hunger als Arbeit; in alle drei lebte ich mich ganz gut ein; mein Fieber war sehr pünktlich und genau, alle zwei Wochen je vier bis fünf Tage, ich erwartete es schon, wenn es an der Zeit war, und es ließ mich niemals vergeblich warten. Auch mein Hunger war nicht aufdringlich: bei Tage ließ er mich in Ruhe, nur nachts war er aufsässig und ließ mich nicht einschlafen.

So wechselten die Arbeitstage mit dem Fieber ab. Wer kein Fieber hatte, schämte sich geradezu vor den Genossen; wie? In Palästina arbeiten und niemals Fieber haben?

* * *

Die Honigmonate gingen vorüber, und als die erste Begeisterung sich ein wenig gelegt hatte, bot sich in dem neuen Rahmen ein altes Bild dar, ein Golus-Bild. Der Himmel war in der Tat neu, ein Palästina-Himmel, die Erde war neu, eine Palästina-Erde, aber die Kolonisten — Golusmenschen mit Golussitten.

Sie, die heutigen Kolonisten, waren auch einmal, wie wir, mit Idealen und Erlösungsbestrebungen hergekommen — aber ihre Feiertagsseele war schon lange von ihnen gewichen; die ersten Pioniere wurden Makler und Krämer, die mit den

Hoffnungen des Volkes Handel trieben, die für ein paar Groschen die Ideale ihrer Jugend verkauften. Diese Krämer entweihten die Heiligkeit Palästinas durch fremde Arbeit.

Wir waren über die Kolonisten empört wegen ihres Verrates an der jüdischen Siedlung, und sie mochten uns nicht. Wir waren für sie wie ein lebendiger Protest, wie ein Vorwurf, und sie haßten uns und lachten uns aus. Ein Abgrund lag zwischen uns und ihnen.

Auch die Arbeit selbst befriedigte mich in Judäa nicht ganz, sie war zu mechanisch und monoton. Man fühlte eine Dürre im Leben, eine Leere im Herzen; ein unbefriedigtes Verlangen trieb einen — und so beschloß ich, nach Galiläa zu gehen.

* * *

Judäa und Galiläa waren schon vorzeiten Gegensätze. Die Kinder der Ebene waren kultivierter, zarter, beweglicher und weichherziger, die Kinder der galiläischen Berge mutiger, stärker und fester mit ihrem Boden verbunden.

Und ein Unterschied zwischen Judäa und Galiläa hat sich bis heute erhalten, bei Juden und Arabern. Judäa ist reicher und kultivierter, Galiläa fester und selbständiger. Die arabischen Bauern Judäas sind schwächer, unterwürfiger, selten findet sich unter ihnen jemand, der ein Gewehr trägt. Die Fellachen der galiläischen Berge aber sind anders: mutig, räuberisch und mit Schwert und Büchse großgezogen.

Auch das jüdische Leben Galiläas unterscheidet sich von dem in Judäa. In Galiläa gibt es keine „Gutsbesitzer", Eigentümer großer Farmen, die viele Arbeiter beschäftigen. Hier gibt es auch keine Plantagen und Gärten, Weinkeller und die

ganze sonstige Pflanzungskultur, dafür aber: Rinder und Schafe, Hühner und Tauben, Pferde und Ochsen und Getreidefelder. Der Besitz des galiläischen Kolonisten ist nicht reich, aber mit seinem Schweiße getränkt.

* * *

Vor neun Jahren war Galiläa noch nicht das, was es jetzt ist. Das Netz von neuen Kolonien und Farmen, das Galiläa zu einem kleinen jüdischen Land gemacht hat, mit viel jüdischem Boden und jüdischer Bevölkerung, bestand damals noch nicht. Die galiläische Siedlung war erst im Werden, vier kleine, schwache Kolonien waren zwei, drei Jahre vorher gegründet worden.

In jener Zeit war Ssedschera tonangebend für Galiläa. Sie gab für unsere junge Siedlung ein Muster ab, das Muster einer dörfischen, arbeitenden Siedlung. Hier entstand der neue Typus des Arbeiterkolonisten von Untergaliläa und hier entfaltete er sich zum ersten Male, hier wurde der erste Versuch genossenschaftlicher Arbeit gemacht (die Gruppe hieß damals „Kollektiv"), hier wurde die Arbeiterorganisation „Hachoresch" gegründet, hier auch wurde der Gedanke der jüdischen Wacht geboren, und hier, auf einem der nahen Hügel, wurden die ersten Gräber der gefallenen Wächter gegraben ...

Überhaupt zeichnete sich gerade dies jüdische Dorf vor allen jüdischen Kolonien im Lande aus. An schönen Bergpanoramen, mit denen Palästina so gesegnet ist, ist Ssedschera reicher als alle. Die Berge umgeben die Kolonie und schließen sie von allen Seiten ein. In der Ferne, jenseits des Jordan gegen Osten, erblickt man, in hellblaue Wolken eingehüllt, die Berge

von Gil'ad und Basan — brausende Meereswellen, die sich bis zum Himmel erhoben haben, plötzlich erstarrten und so stehengeblieben sind... Gegen Westen, an der Grenze der Kolonie, liegen die grünlichen Berge von Nazareth, im Norden erhebt sich hoch über alle der alte graue Hermon-Riese mit seinen schneeweißen Locken und sieht stolz auf ganz Galiläa hinab, vom untersten Unter- bis zum obersten Ober-Galiläa, und im Süden erhebt sich der schöne runde Tabor in seiner Einsamkeit, der ewige Hüter der Ebene Jesreel. Das Dorf selbst liegt auf einem Bergrücken, die beiden Reihen eng beieinander stehender Häuser, von Eukalyptus- und Pfefferbäumen umgeben, sehen von weitem aus wie Treppenstufen, die auf den Berg führen. Oben, auf dem Gipfel, liegt die Farm.

Aber nicht nur durch seine Natur — auch durch seine Siedler zeichnete sich Ssedschera aus. Seine ziemlich geringe Einwohnerzahl war vielfarbig und vielsprachig. Unter den 50 Kolonisten und Arbeitern befanden sich Juden aus Kurdistan, große, gesunde, breitschultrige Juden, verbauert wie ihre kurdischen Nachbarn, dürre, magere Jemeniten, in der „heiligen Sprache" und traditionellen „Lernen" hervorragend bewandert, russische junge Leute, an Haskala und Revolution herangewachsen, auch landesbürtige aschkenasische Jünglinge, die die Jeschiwoth von Safed und Tiberias verlassen hatten und hierher gekommen waren, zu ackern und zu pflügen, sephardische, in den Schulen der Alliance erzogene junge Leute, und „Gerim", russische Bauern von den Ufern des Kaspischen Meeres, die zum Judentum übergetreten und gekommen waren, um den Boden der Heimat ihres neuen Glaubens zu bearbeiten. Und diese vielfarbige Gesellschaft redete nun Hebräisch, Ara-

bisch, Aramäisch (die kurdischen Juden reden noch bis heute in der Sprache des Targum), Jidisch, Russisch, Französisch und Spaniolisch. Aber doch waren sie kein „Geschlecht der Verwirrung"; ein festes Band schloß sie alle zusammen: die Erde und die Arbeit. In ganz Sſedschera herrschte damals die jüdische Arbeit — zu jener Zeit war es darin die einzige Kolonie im Land! Die Kolonisten mit ihren Kindern arbeiteten; selbst in der Farm, die der Jca gehörte, arbeiteten nur jüdische Arbeiter.

Zwei Arten von Einwohnern hatte Sſedschera damals: die Arbeiter und die Verwaltung der Farm oben auf dem Berg, und die Dorfleute, die Kolonisten von unten, auf dem Bergabhang. Aber ein Bruderbund bestand zwischen ihnen allen. Fast alle Kolonisten waren jung und hatten früher auf der Farm gearbeitet, und auch, nachdem sie Kolonisten geworden waren, hörten sie nicht auf, selber zu arbeiten. Wir, die Arbeiter, trafen uns dauernd mit ihnen, zu Haus und im Feld bei der Arbeit. Hier war auch nicht die geringste Spur von jenem gewaltigen Abgrund, der in Judäa die Kolonisten so von den Arbeitern trennt. An den Sabbaten und Festtagen kamen wir zusammen, um zu bummeln und kleine Feste zu veranstalten. Im Felde ackerten wir Seite an Seite, halfen wie gute Brüder einander bei der Arbeit . . .

* * *

Sſedschera war für mich nach Petach-Tikwa dasselbe wie Petach-Tikwa nach meiner Ankunft aus dem Golus. Hier spürte ich Erez Jisrael. Hier begann das wahrhafte Palästinaleben. Die Natur, die Menschen und die Arbeit, alles war hier anders, palästinensischer. Wenn ich aus der Ferne das

schneebedeckte Haupt des Hermon sah und den Gipfel des Tabor zwischen der Bergkette von Nazareth, fühlte ich mich so zu Haus, viel mehr als in dem flachen Judäa. Wenn ich den Gipfel unseres Berges bestieg und nach den ostwärts gelegenen Bergen von Gil'ad sah, wußte ich, daß unten, im Tal zwischen den Bergen, der Kinereth-See liegt und der Jordan sich mutwillig dahinschlängelt. Der Jordan war mir lieber als die Petach-Tikwaer Odscha. Und die Menschen ringsum — Juden, die selbst pflügen, säen und ernten; die Frauen arbeiten in den Hausgärten, ein Kind füttert die Gänse in der Scheune, ein anderes reitet im Galopp aufs Feld, dem Vater entgegen. Kein Krämer, kein Makler und keine fremden Tagelöhner, keine Müßiggänger, die von der Arbeit anderer leben — alles Juden und alle arbeiten. Ein frischer Duft von Getreide und Mist geht von ihnen aus. Es sind Naturmenschen. Selbst die Arbeitswerkzeuge sind andere wie in Judäa. Egge, Pflug und Ochsengespann sind mir lieber als Karst und Winzermesser. Wie langweilig und monoton war das Umhacken, das den Körper zerbrach. Dort steht man den ganzen Tag gebeugt und bearbeitet die steinharte Lehmerde mit dem Karst, hier aber geht man langsam dem Pflug nach, wendet die aufgeworfenen Erdschollen um und zieht so eine Furche nach der anderen. Und die Erde, die du ackerst und besäst, bedeckt sich bald mit Grün und bringt vor deinen Augen ihre Früchte hervor. Nur die Regentage müssen noch vorübergehen, das Getreide reift zeitig — dann schneidest du es und bringst es nach der Scheune ... Du siehst und fühlst die Frucht deiner Arbeit, hast Lust und Freude daran.

* * *

Aber auch hier war die Reinheit unseres Ideals gefähr
Ein neuer Makel offenbarte sich in unserem Leben. Die D
mark war bis dahin tatsächlich nur von Juden bearbei
worden, die Wächter aber waren Fremde. In Judäa bemerkt
wir die fremde Wacht fast gar nicht, wir merkten dort üb
haupt beinahe nichts davon. Die Kolonien in Judäa si
groß und die Umgegend ruhig. So gut wie kein Gewehr
in den dortigen arabischen Dörfern zu finden. Die Angst v
der Regierung ist groß genug, um die öffentliche Sicherh
zu schützen. Anders ist es in Galiläa, in den Bergen. D
Kolonien jung und klein, die Gegend wild und die Nachba
ringsherum — nicht einer unter ihnen, der kein Gew
besäße. „Die Berghöhlen und Felsspalten bieten Schutz f
jeden Rachedurstigen und Volkshelden." Diebstähle und Üb
fälle kommen oft vor, und die Regierung hat nicht die Ma
Einhalt zu gebieten.

In solcher Umgebung liegt das Schicksal der Kolonie,
Frieden und ihre Sicherheit ganz in den Händen ihrer Wächt
In den Kolonien Judäas entspricht die fremde Wacht d
fremden Arbeit, und niemand merkt sie, nicht so aber hier
Ssedschera, hier, wo die Arbeit ganz unser ist, hier, im He
jüdischer Jugend und Arbeit — sollten wir auch hier
Golus sein?... Sollten wir auch hier Fremde dingen? S
sollten unser Hab und Gut hüten, sie sollten uns beschütze
So begannen wir Verhandlungen mit der Verwaltung u
den Kolonisten, daß sie jüdische Wächter anstellten, aber m
sah uns als Phantasten und Träumer oder gar als Kind
an. „Jüdische Wächter? — Und die Gefahr, mit der d
verbunden ist?" Man glaubte damals nicht, daß es u

ernst sei mit unserer Forderung. Wie mochte es uns wahrhaftig einfallen, junge, frische Leben einem abstrakten Prinzip zuliebe gefährden zu wollen? Und selbst, wenn es so war — würden sich denn genug Menschen finden, die sich dazu hergeben, und schließlich, war das nicht überhaupt eine große Gefahr für die Kolonie? Die früheren arabischen Wächter würden doch gewiß nicht still bleiben, sondern mit Überfällen und Raub antworten. Es würde zum Blutvergießen kommen, und die Kolonie würde den Schaden davon haben; wir waren doch wenig und schwach, auf allen Seiten von Fremden und Feinden umgeben; konnte man denn in so einem Zustand irgend etwas anfangen? Wir wiesen auf unsere nationale Ehre und den Ruhm unseres Ideals hin: sollte denn auch unser Leben und unsere Ehre von Fremden abhängig sein? Aber keine Erklärungen und Proteste halfen. „Ihr habt es leicht, auf Prinzipien zu reiten—antworteten uns die Kolonisten — heute seid ihr hier, morgen geht ihr weg. Kommt ein Unglück, macht ihr euch aus dem Staube, wir aber sind an die Kolonie gebunden, wir leben in ihr, und das Unglück trifft uns."

Wir versuchten, auf den Verwalter einzuwirken. Er stand mit uns auf vertrautem Fuße, und obwohl er Angestellter der Ica und früher von unserer Gedankenwelt weit entfernt war, unterlag er doch allmählich dem Einfluß unserer Ideen und begann die Bedeutung der Siedlung und der nationalen Arbeit in Palästina mit fast denselben Augen anzusehen wie wir. Im Prinzip gab er uns recht, aber es fehlte ihm der Mut, das Prinzip im Leben anzuwenden.

Die Wächter der Kolonie waren damals Tscherkessen, unsere Nachbarn aus Kafr-Kenna. Die Tscherkessen nehmen eine

Jiskor

Ein Buch des Gedenkens
an gefallene Wächter und Arbeiter
im Lande Israel

Deutsche Ausgabe

Mit einem Geleitwort von

Martin Buber

1920

…sch… erlag, Berlin

mand ist da. Sofort schickte er ins arabische Dorf ihn zu suchen, wo man ihn tatsächlich schlafend fand. Der Verwalter entließ ihn und übertrug die Wacht an seiner Stelle Z. B., einem unserer Genossen.

Die erste Festung war genommen.

* * *

Wir wußten, daß der Tscherkesse das nicht ruhig hinnehmen würde. Und wirklich: als der Verwalter nach ein paar Nächten morgens aufstand, entdeckte er, daß die Fensterscheiben in seinem Haus eingeschlagen waren und in der Wand seines Zimmers ein paar Gewehrkugeln steckten, obwohl beide Wächter nichts gehört hatten. Die Nacht war finster gewesen, draußen hatte ein großer Sturm getobt, heftiger Regen war gefallen, und der Knall der Schüsse war in der stürmischen Nacht untergegangen. Die Überfallenden hatten die jüdischen Wächter erschrecken wollen. Bis damals pflegten die Araber die Juden mit dem Beinamen „W'lad il mijte", „Kinder des Todes", zu nennen, das heißt: zitternde und weichherzige Angstmeier; und sie hatten damals recht. Die Juden, die die Araber kannten und vor sich sahen, verdienten in der Tat diesen Zunamen. Und so meinten die Banditen auch diesmal, sie hätten es mit den „Kindern des Todes" zu tun, und brauchten die neuen Wächter nur ein paarmal zu bedrohen, damit die von selber die Wacht verließen.

Diesmal aber irrten sie sich. Sofort nach dieser Nacht organisierten wir uns gut für die Wacht. Außer dem ständigen Wächter und dem Kameraden, den man ihm vorher zur Seite gegeben hatte, die wie gewöhnlich die Farm bewachen mußten, beschlossen wir, eine paarweise Wacht aller Arbeiter ein-

zurichten. Alle zwei Stunden ein neues Paar, und so vom Anfang der Nacht bis zum Aufgang des Morgensterns. Wir lagen in den Kleidern in dem großen Getreidespeicher neben der Mühle, das Gewehr neben uns, und jedes Paar ging zu seiner Zeit hinaus und legte sich auf die Lauer zwischen die dichten Katteen und Felsenspalten, um die übrigen zu Hilfe zu rufen, wenn es nötig wäre. Es war Winter, und ein schrecklicher Sturm, wie schon lange keiner gewesen war, brauste seit einer Woche über das ganze Land. In den Kolonien von Judäa schüttelte der Sturm fast alle Pomeranzen von den Bäumen und brachte den Pflanzungen sehr großen Schaden. Bei uns in Ssedschera fiel noch dazu ein großer Regen. Es war so finster, daß man nicht erkennen konnte, was in der Umgebung vorging. Als ich mit meinem Begleiter auf die Wacht ging, mußten wir uns bei den Händen halten, Bäume, Felsen, Häuser — alles war in der schwarzen nächtlichen Finsternis versunken, nicht einmal miteinander sprechen konnten wir, unsere Stimme ging im Sturm unter, der die ganze Nacht ununterbrochen heulte. Es schien, als ob auch die Natur sich mit unseren Feinden verbündet hätte und uns auf die Probe stellen wollte ... Das dauerte zwei Wochen, bis die Raubanfälle aufhörten. Die Araber sahen ein, daß sie uns damit auf keine Weise schrecken und von der Wacht vertreiben könnten, und zogen sich zurück.

Aus der ersten Probe waren wir siegreich hervorgegangen.

* * *

Eine gute, nützliche Lehre zogen wir aus unserer ersten Erfahrung. Wir sahen ein, daß ein jüdischer Wächter allein nicht genügte. Wenn die übrigen Arbeiter der Kolonie nicht fähig

und bereit sind, jederzeit den Wächtern in Gefahr zu helfen, hat die ganze Wacht keinen Sinn, weil sie keinen Bestand haben wird. Der jüdische Wächter kann sich nicht auf seinen Ruf allein verlassen. Er muß wirklich Nacht für Nacht auf die Wacht ziehen und den Feind abwehren. Und um das nicht nur treulich, sondern auch erfolgreich durchzuführen, ist eine ständige Reserve nötig, die zur rechten Zeit den Wächtern helfen kann. Dazu aber braucht man zwei Dinge: geeignete Menschen und gute Gewehre.

Wir waren bereit, aber Gewehre fehlten. Nur einige von uns hatten Revolver. Wir beschlossen also, von der Verwaltung Gewehre zu fordern. Man bewilligte unsere Forderung, und ein besonderer Wagen wurde nach Haifa geschickt, um Flinten zu holen. Mit welch einer Ungeduld haben wir den Wagen erwartet! Tag und Nacht sprachen wir nur von einem: von den Gewehren, und der Tag, an dem der Wagen von Haifa kam, war für uns ein großer Festtag. Die besorgten Gewehre waren sehr einfach, billige arabische Flinten, zweiröhrige Jägerbüchsen. Die Verwaltung besaß zwar gute Martins, aber sie vertraute uns so „gefährliche" Gewehre nicht an — ein Martin ist keine Kleinigkeit . . . Aber uns waren damals auch die arabischen Flinten gut genug, wie kleine Kinder spielten wir mit ihnen und gaben sie die ganze Zeit nicht aus den Händen. Ganz unlustig gingen wir morgens zur Arbeit — für einen ganzen Tag sich von den Gewehren trennen! Sowie wir nur wieder zu Hause waren und die Maultiere ausgespannt hatten, liefen wir wieder zu unseren Flinten und ließen sie nicht los, bis wir einschliefen.

Man aß mit dem Gewehr, ging damit spazieren und unterhielt sich, las und wusch sich — alles mit der Flinte in der

Hand oder über der Schulter. Das große Herbergszimmer, in dem die meisten Arbeiter wohnten, war plötzlich in eine Räuberhöhle vrewandelt. Wer es bei Nacht, vor dem Schlafengehen betrat, konnte zwanzig junge Menschen auf dem Bett sitzen sehen. Jeder hat eine Flinte in der Hand, einer reinigt sie, ein anderer probiert, wie sie schießt, ein dritter lädt sie mit Kugeln, man vergleicht die Gewehre miteinander, man berechnet ihre Vorzüge und Mängel, man hängt sie an die Wand und nimmt sie wieder herab, man reißt sie an die Achsel und nimmt sie wieder fort, und so geht es bis zum Einschlafen. Als nach ein paar Tagen der erste Sabbat kam, schossen wir unaufhörlich den ganzen Tag über in der Herberge, von frühmorgens bis spätabends. Die Schießerei ging nicht ohne „Opfer" vorüber. Einer der Kameraden, M. S., begnügte sich nicht, in die Luft zu schießen oder nach einem Baum oder Stein, und da er keinen furchtbareren Feind entdeckte als die Katzen, die über den Hof liefen, schoß er unter sie, und die armen Katzen bezahlten mit ihrem Blut die Ungeduld unseres kampflustigen Kameraden.

* * *

Die Farm, d. h. ihre Bewachung, war also an uns gekommen. Nun machten wir uns an die Kolonie heran. Und hier kam uns der Zufall zu Hilfe. Einem der Mitglieder des Waad der Kolonie wurden einmal bei Nacht die Pferde gestohlen. Der Kolonist merkte den Diebstahl sofort und lief auf die Dorfstraße hinaus; hier traf er den Wächter, wie er vom Felde kam. Er begriff schnell, wer den Diebstahl ausgeführt hatte. Wir beschlossen, das Eisen zu schmieden, solange es heiß war. Wir wandten uns also sofort an den Waad der

Kolonie und schlugen ihm vor, jüdische Wächter anzustellen. Diesmal wagte man schon nicht mehr, uns mit den alten Gegengründen zu kommen und gab nach. Unser Sieg in der Farm stopfte auch den Ärgsten den Mund.

Sedschera war die erste Kolonie, die jüdische Wächter anstellte.

* * *

Nachdem wir die Wacht in Farm und Kolonie „erobert" hatten, wurde es uns nicht sehr schwer, die stärkste und gefährlichste Festung zu nehmen: die „Rabi'a".

Die „Rabi'a" beginnt in der zweiten Hälfte der Regenzeit, im Schwat oder Adar. Nachdem der Frühregen, der „Jore" im Cheschwan etwa gefallen ist und die Erde, die in den sieben heißen Sommermonaten so hart gewordene Erde, durstig den ersten Regen trinkt, geht der Kolonist zur Arbeit hinaus. Er ackert und sät in die aufgelockerte feuchte Erde. Die Felder kleiden sich in Grün, das Gras beginnt zu sprossen. Und vor dem Spätregen „Malkosch", wenn die Weideplätze im Wald fett genug sind — was Mitte Schwat der Fall zu sein pflegt —, beginnt die Nachtweide oder „Rabi'a". Man führt die Pferde und Maultiere nach der Arbeit nicht in den Stall, sondern nimmt die ganze Herde, Ochsen, Maultiere, Pferde und Esel, zusammen auf die Scheune und bringt sie von dort auf die Weiden. Die Nachtweide kann mit der Tagweide nicht verglichen werden. Es genügt nicht, daß ein oder zwei Hirten die Herde bei Nacht hüten, hier in den Bergen darf man die Herde in der finsteren Nacht nicht sich selbst überlassen. Eine Schar gut bewaffneter Reiter und Fußgänger begleitet sie. Sie verbreiten sich über das Tal,

horchen gut auf jedes noch so leise Geräusch in der Luft, bereit, ungerufene Gäste jederzeit abzuwehren . . .

Viel schwieriger und gefährlicher als die Wacht in der Kolonie gestaltet sich die Bewachung der Herde im Wald. In der Kolonie hat der Wächter lauter treue Helfer: eiserne Schlösser in den Ställen und eine steinerne Mauer um die Häuser herum. Ein Fremder wagt nicht so bald nach Sonnenuntergang hereinzukommen. Alles ist verschlossen und verriegelt. Hört der Wächter auch nur ein leises Geräusch draußen, braucht er nur einmal zu schießen oder mit seiner Pfeife ein Signal zu geben — und die ganze Kolonie ist bei ihm. Die Weide aber liegt weit vom Dorf. Der Weg ist offen, ohne Mauer und Schlösser. Die Pferde laufen frei, ohne Zaum, herum, tief in den Wald hinein — für die Räuberbanden eine gute Gelegenheit, ihre Arbeit zu tun. Es gibt da viele Pfade, die weit weg, nach irgendeinem Versteck in den Bergen führen, und es ist eine Kleinigkeit, hier zu rauben und mit dem Raub zu entkommen, kein Mensch weiß, wohin.

Auch die „Rabi'a" in die Hände zu bekommen — das war die dritte Arbeit jenes Winters.

Nachdem wir die Wacht in Farm und Kolonie eingeführt hatten, wurde uns auch das leicht. Als die Zeit der „Rabi'a" nahte, gelang es uns, zu erreichen, daß man auch ein paar der Unsern unter die Wächter-Hirten nahm — die ganze Weide uns auf einmal zu übergeben, schien dem Verwalter und dem Waad der Kolonie zu gefährlich.

Und die „Rabi'a" brachte der jüdischen Wacht den ersten blutigen Zusammenstoß. Glücklicherweise ging es ohne Tote ab.

* * *

Unter den jüdischen Hirten befand sich auch Berl Schweiger, der ein paar Wochen vorher nach Ssedschera gekommen war. Die Kameraden kannten ihn schon von Judäa her gut. In der kurzen Zeit, die er in Ssedschera arbeitete, war er auch unter den Kolonisten schon seines Heldenmutes und seiner Unerschrockenheit wegen bekannt geworden. Er gewann auch das Vertrauen des Administrators, der ihm das schwerste und verantwortungsvollste Amt übergab. Wie vorher in der Wacht, so waren bisher auch in der „Rabi'a" die Tscherkessen die einzigen Herrscher gewesen, und es verdroß sie sehr, daß die Juden nun auch die „Rabi'a" an sich reißen wollten. Sie sahen darin eine Beleidigung — eine Verletzung ihres Stolzes und ihrer Würde. Was, die „Kinder des Todes" wollten mit ihnen, den Tscherkessenhelden, zusammen auf die Nachtweide gehen? Vor allem kränkte den jungen Hassan, den Sohn des Tscherkessenscheichs, daß auch Berl Schweiger daran teilnehmen sollte, der damals noch sehr jung, fast ein Knabe war. Zuerst dachte er, Berl würde schnell ermüden und die schwere Arbeit nicht lange aushalten, aber Nacht auf Nacht verging, und Berl hielt treu und heldenhaft bei seiner Arbeit aus, wie ein alter Hirt von langjähriger Übung. Dann fing Hassan an, ihn zu reizen, zu verspotten und zu beleidigen. Berl aber schwieg dazu nicht, auf alles antwortete er ihm mit scharfen Sticheleien nach Gebühr. Einmal endlich konnte Hassan nicht an sich halten und schrie: „Jin'al dinak!" — der schlimmste beleidigendste Fluch, den der Araber kennt: „Ein Fluch auf deinen Glauben!" Berl antwortete ihm gar nichts, hob nur seine Peitsche empor und ließ sie auf des Tscherkessen Gesicht niedersausen. Hassan war von der Frechheit des Juden

betroffen — ein „Sohn des Todes“ sollte die Unverschämtheit haben, gegen ihn, den Sohn des Tscherkessenscheichs, die Hand aufzuheben! Wutentbrannt fiel er über Berl her. Alsbald aber fühlte er, wie zwei eiserne Klammern sich um seine Hände legten — Berl nahm den Tscherkessen, schleuderte ihn auf die Erde und hieb mit der Peitsche auf ihn ein. Auch Berl bekam etwas ab, aber er stand aufrecht, und Hassan lag auf der Erde. Berl schlug ihn mit der Peitsche, bis Hassan ohnmächtig wurde und seinen eigenen Händen die Peitsche entfiel. Hassan gelang es, noch einen Hilferuf auszustoßen, dann sank er wieder in Ohnmacht und blieb blutbedeckt liegen.

Ali, Hassans bester Freund, kam schnell zu Hilfe gelaufen. Als er seinen Freund blutend daliegen sah, entbrannte in ihm die Rachelust, und er fiel sofort über Berl her. Berl aber hielt ihm schnell sein Gewehr entgegen: „'Andak!“ — „Steh! Rühre dich nicht!“ Und Ali stand die ganze Nacht über neben seinem blutenden Freunde und wagte sich nicht vom Platze zu rühren. Und Berl stand ihm gegenüber, auch er blutüberströmt, mit gerichtetem Gewehr.

Als wir anfingen, uns zur Arbeit zu erheben, und auf die Herde warteten, geschah uns plötzlich eine Überraschung. Herein kam Berl, wir erkannten ihn beinahe nicht, so blutüberströmt waren Gesicht und Kleider. Ihm nach trugen die Tscherkessen Hassan.

Der Verwalter sah den blutenden Hassan und begann zu zittern: „Was habt ihr gemacht? Die Tscherkessen werden sich doch an uns rächen!“ flüsterte er uns zu, blaß wie der Tod. Wir umstanden Berl und antworteten nichts. Der Verwalter

warf einen Blick auf die Arbeiter — in den mutigen, entschlossenen Blicken las er deutliche Antwort. Und er beruhigte sich.

Die Tscherkessen nahmen keine Rache. Im Gegenteil, seitdem achteten sie uns. Unter sich pflegten sie zu sagen: Das sind keine „Söhne des Todes", das sind „Moskowiter".

Unsere Wacht in Ssedschera befestigte sich und siegte vollkommen. Später ahmten Mes'cha und Jemma Ssedschera nach und führten ebenfalls jüdische Wacht ein.

* * *

Und Ssedschera, das zuerst die jüdische Wacht eingeführt hatte, brachte auch die ersten Opfer dafür.

Es war ein Jahr später, um Peßach 5669 (1909). Schon den ganzen Winter über roch die Luft von Ssedschera nach Pulver. Zwischen uns und den Bewohnern von Kafr-Kenna entstanden Grenzstreitigkeiten über Boden im Dorfe Um-Dschebel. Mehrmals ackerten sie auf unserem Boden, und wir mußten sie mit Gewalt vertreiben. Auch die Ssebahs, die im Walde von Ssedschera lagerten, blieben nicht ruhig — Regierungssoldaten hatten ihren Scheich erschossen. Im arabischen Ssedschera brachen Streitigkeiten zwischen den Arabern und den dort wohnenden kurdischen Juden aus. Auch die Fellachen in Lubije wurden anmaßend und belästigten alle, die von Ssedschera nach Tiberias wanderten. Es war im Winter nach der jungtürkischen Revolution, die unwissenden arabischen Fellachen faßten die „Freiheit" auf eine ganz eigenartige Weise auf — es hieß, von nun an und weiterhin dürfte jeder tun, was ihm beliebt: ohne Gericht und ohne Richter; die Regierung dürfte sich in nichts mehr mischen. Daraufhin ver-

mehrten sich die Räubereien, Diebstähle und Überfälle in der ganzen Gegend sehr.

Damals stand Ssedschera in seiner Blütezeit. In der Farm arbeitete eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern — und die allerbesten von Galiläa. Hier befand sich das Zentrum der Wacht, der Landarbeiterorganisation „Hachoresch", und alle Arbeiterfeste und Versammlungen wurden hier abgehalten. Und obwohl die Stimmung infolge der Unruhen und häufigen Streitereien und Überfälle von seiten unserer Nachbarn etwas gedrückt und melancholisch war, beschlossen wir dessenungeachtet, den Sseder genau wir vor einem Jahre zu feiern.

Es kamen alle galiläischen Arbeiter und auch eine große Anzahl von Gästen aus Judäa, meistens Parteigenossen. Sie kamen zur Versammlung der Poale-Zion-Organisation von Galiläa, da die Peßach in Ssedschera abgehalten werden sollte.

Die Feier ging im obersten Herbergshaus der Farm vor sich. Das große Arbeiterzimmer war nach Ssedscherer Art geschmückt. Dichte Eukalyptus- und Pfefferbaumzweige bedeckten die beiden Längswände. An der Vorderwand, über dem Eingang, waren Pflüge, Harken, Eggen und Karste, mit Blumenkränzen verziert, aufgehängt, und beide Seitenfenster waren mit Büchsen, Revolvern, Säbeln und Bajonetten behangen.

Man setzte sich an den langen Tisch und begann wie üblich zu trinken und zu singen. Die melancholische und düstere Stimmung verschwand vollkommen. Mit jedem Becher und jedem neuen Lied gerieten wir weiter in eine Ekstase flammender, fast wilder Begeisterung, wie sie immer bei jenen Arbeiter-

versammlungen herrschte. Schon fingen auch die arabisch-chassidischen begeisterten Tänze an, zusammen mit dem lärmenden Händeklatschen.

Plötzlich, mitten in der Ausgelassenheit, hörte man draußen einen erregten, nervösen Schrei, die Freude brach jäh ab, und es wurde still. In das Zimmer stürzte mit aufgeregtem und brennendem Gesicht ein fremder junger Mensch und erzählte uns mit keuchendem Atem von dem Überfall, der sich soeben abgespielt hatte.

Zu zweien, er und sein Freund, seien sie aus Haifa gekommen. Ein Araber hätte sie auf einem Esel begleitet und ihre Sachen transportiert, darunter auch einen kostbaren photographischen Apparat. Nachdem sie Kafr-Kenna verlassen hätten, hätten sie gegen Sonnenuntergang die Araber von den Felsen her überfallen. Nur er selbst habe eine Schießwaffe, einen Browning, gehabt und sich so lange gewehrt, bis ihm die Kugeln ausgingen. Endlich schlugen die Araber ihren arabischen Begleiter nieder und nahmen ihnen den Esel samt ihrem Hab und Gut weg. Einer der drei Räuber müsse schwer verwundet worden sein, denn als die Räuber wegzogen, hätte er eine Blutlache gesehen.

Sowie wir die Geschichte zu Ende gehört hatten, griffen wir gleich zum Gewehr und gingen auf die Suche. Aber umsonst. Wir fanden nur Blutspuren an der Stätte des Überfalls; ein länglicher, roter Streifen zog sich über den Weg und brach mit einemmal ab und verschwand.

Ärgerlich und unruhig gingen wir nach Hause zurück.

Am anderen Morgen hörten wir, man hätte ins Hospital nach Nazareth aus Kafr-Kenna einen schwer verwundeten

Araber gebracht. Zwei Tage später erfuhren wir, daß er seinen Wunden erlegen war. Als man den Araber ins Hospital brachte, sagten seine Freunde, er hätte sich zufällig selber getroffen. Als er aber schon auf den Tod lag, erzählten sie, Ssedscherer Juden hätten ihn erschossen. Wir merkten alsbald, daß sich etwas vorbereitete.

Es war Chol-hamoëd Peßach, und wir arbeiteten nicht. Im Hause eines Kolonisten unterm Berg fand die Konferenz der galiläischen Poale-Zionisten statt. Wir verhandelten damals über die Agrarfrage — aber die Geister waren mit ganz anderem beschäftigt. Ich hatte den Vorsitz; aber mehr, als ich den verschiedenen Ansichten und dem Gang der Verhandlungen folgte, dachte ich an den Browning, den ich die ganze Zeit über bei mir trug. Auch die anderen Kameraden waren bewaffnet.

Mitten in den Verhandlungen kam eine Patrouille aus den Bergen und meldete, die Herde der Kolonie sei überfallen und Maultiere und Ochsen weggeführt worden. Die Konferenz wurde unterbrochen. Die Kameraden aus anderen Kolonien kehrten sofort nach Hause zurück, um in so unruhigen Zeiten an ihrem Platz zu sein. Wir Ssedscherer versammelten uns in der Herberge, um die Lage zu prüfen und die Taktik auszuarbeiten. Wir beschlossen, in der nächsten Woche Zusammenstöße mit den Arabern soweit als möglich zu vermeiden. Nach der arabischen Sitte des „Dscham", der Blutrache, haben in der Woche nach dem Tode die Verwandten des Ermordeten, die Bluträcher, ein besonderes Recht auf Überfälle und Räubereien gegen die Seite des Mörders. Will man das mit Gewalt verhindern, so ist Blutvergießen unvermeidlich.

Man beschloß, die Herde nicht mehr in den Wald zu schicken, der weit von der Kolonie entfernt liegt, sondern bis auf eine Stunde der Kolonie nahezubleiben.

Am Tage nach dem Überfall auf die Herde überfiel man die Felder bei Ssuk-el-Chan und schnitt die Gerste, die schon im Reifen war. In der Kolonie selbst zeigte sich der Feind nicht. Man merkte aber eine unaufhörliche Bewegung verdächtiger Personen in der Umgebung der Farm. Auf den Bergen wanderten von Sonnenaufgang bis Untergang bewaffnete Reiter und Fußgänger umher. Zwei Kameraden, Jakob Plotkin und N. A., die nach Tiberias Mazzoth holen waren, wurden bei Lubije von einer großen Araberbande überfallen und arg zugerichtet. Die verdächtigen Wanderungen auf den Bergen wurden noch häufiger und intensiver.

In der Luft hing etwas Drohendes; niemand sagte das offen heraus, aber jeder von uns wußte es und las es in den Augen der Kameraden, den Gedanken eines unvermeidlichen Schicksals. Endlich sollte einer mit seinem Leben zahlen — irgendeiner, auf den das Los fallen würde ... Wir waren entschlossen und warteten ...

Am letzten, siebenten Peßachtage fiel das Los — nicht auf einen: auf zwei.

* * *

Es war schon zwei Uhr nachmittags. Wir saßen, einige Arbeiter, in der Apotheke bei der Apothekerin, wo wir die freie Zeit zu verbringen pflegten. Da kam Jsrael (Korngold) in voller Bewaffnung herein. Auf der Schulter das Gewehr, im Gürtel die Patronentasche, und an der Seite einen Browning. Er war damals Wächter in der Farm. In gewöhnlichen Zei-

ten ging er erst nachts hinaus, in diesen Tagen aber machte er schon von Mittag an, sowie er sich vom Schlaf erhoben hatte, seine Runden um die Farm.

Er erzählte, er hätte soeben zwei unbekannte Araber auf dem Hügel beim Friedhof sitzen sehen, die ihm etwas zugerufen hätten — er habe sie aber nicht verstanden. Er konnte wenig Arabisch. Nun wollte er jemand mitnehmen, der gut Arabisch spräche. „Jetzt wollen wir sie“ — sagte er mit seinem ständigen ironischen Lächeln — „an den Ohren herkriegen.“

A., ein landesgebürtiger Kolonist von Ssedschera, der gut Arabisch sprach, ging mit ihm. Wir saßen da und warteten. Nach kaum einer halben Stunde hörte man Schüsse, wir rannten hinaus. A. kam atemlos mit kalkblassem Gesicht an. „Israel ist erschossen worden“, brachte er kaum hervor.

Ein Sturmläuten der großen Farmglocke versammelte alle Arbeiter. Sofort zum Gewehr gegriffen und hinaus: hinterm Berg, an der Grenze der Kolonie lag Israel im Sterben. In seiner Brust war eine kleine, blutig-schwarze Öffnung. Er lag ohne seinen Martin, nur der Browning und die Kugeln waren da.

Wir ließen zwei Kameraden bei dem Sterbenden und mit brennendem Herzen gingen wir in die Berge, die Mörder suchen. Es waren vier — aber die Verstecke in den Felsen und Höhlen der Berge Galiläas sind zu zahlreich, und unser Suchen war umsonst. Wir kehrten allein um, mit flammendem Zorn, bitterer Enttäuschung, nagendem Schmerz und Kummer. Nicht Israel brachte die heimlichen Feinde uns lebend an den Ohren herbei — wir trugen ihn tot vom Felde heim.

Es begann schon zu dunkeln; die ganze Kolonie kam neben der Herberge zusammen. Die blutige Wolke hatte alle an einen Ort getrieben. Wir standen auf dem Weg nach Nazareth und blickten in der Richtung des Ortes, von dem das Unglück gekommen war — nach Kafr-Kenna. Plötzlich zeigten sich drei rennende Araber, und zwei unserer Kameraden jagten ihnen nach. Die Araber liefen von den Turaner Bergen in der Richtung auf das arabische Ssedschera. Wir beschlossen sofort, drei der Unseren fortzuschicken, um ihnen den Weg von vorn abzuschneiden und sie zu fassen. Wir drei — J. Sch., ein Kolonist von Ssedschera, Schim'on Melamed und ich — gingen und wollten die Araber im Laufen anschießen, nicht um sie zu töten, sondern um sie zu zwingen haltzumachen und damit den beiden Genossen, die ihnen nachjagten, das Werk zu erleichtern.

Die drei Araber befanden sich zwischen zwei Feuern, von hinten kamen unsere zwei Kameraden und von vorn wir. Vom arabischen Ssedschera aus sah man das, und das ganze Dorf lief heraus, uns dreien entgegen. Unsere Leute, die am Wege standen, sahen die Gefahr und riefen uns zurück. Wir hörten aber im Pfeifen der Kugeln ihre Stimme nicht. Die Ssedscherer Araber kamen ganz nahe heran, die Unseren läuteten die Glocke, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Wir drehten uns um, sahen unsere Genossen rufen und signalisieren und begannen uns zurückzuziehen. Wir gingen im Gänsemarsch, mit einem Abstand von vier bis fünf Metern zwischen uns, und waren schon bis auf 40 Meter an den Weg gekommen, wo die Unseren alle standen, als ich plötzlich Schim'ons Stimme hörte: „Oh! Ich bin getroffen!" und er niederfiel.

Ich ging zu ihm, aber er war schon tot. Ein Araber hatte auf ihn — in den Kakteen versteckt — geschossen und ihn gleich ins Herz getroffen.

In dem großen Zimmer, in dem wir den Sseder gefeiert hatten, lagen sie beide, in weiße Tücher gehüllt, die ganze Nacht. Am Morgen — es war Festausgang — gingen wir nicht arbeiten; mit unseren Karsten mußten wir ein großes Grab graben.

Still trugen wir dann die toten Kameraden auf unseren Schultern aus dem Arbeiterzimmer, auf den Friedhof von Ssedschera und legten sie still, ohne Trauerreden, ins Grab.

New York, Erew Peßach 5676. D. Ben-Gurion.

Israel Korngold

Im Alter von einigen 20 Jahren kam er, die Erde Palästinas zu bearbeiten. Zuerst arbeitete er in Judäa und lebte in kommunistischer Gemeinschaft mit einer Gruppe von Arbeitern. Im Sommer 5668 (1908), als der Nationalfonds am Ufer des Kinnereth-Sees eine Arbeiterfarm gründete, ging Israel mit der ersten Arbeitergruppe an den Aufbau der Nationalfarm.

Er träumte damals von neuen Verhältnissen und Arbeitsformen auf dem Boden, der Eigentum des ganzen Volkes ist, aber die Beziehungen der Verwaltung zu den Arbeitern befriedigten ihn nicht, und er ging nach Ssedschera arbeiten. Dort wurde er Wächter in der Farm. Damals waren die unruhigsten Zeiten in Ssedschera und die Wacht sehr gefahrvoll. Aber Israel hatte für die Gefahr nur spöttische Verachtung und ging an die Wacht, als wenn ihm nichts drohte.

Als sich Peßach 5669 (1909), zum Sseder, der Überfall aus dem nahen Dorfe Kafr-Kenna auf zwei jüdische Durchreisende ereignete, wobei einer der Räuber verwundet wurde und nach einigen Tagen starb, wußte Israel, daß sein Leben auf dem Spiele stand, und widmete der Wacht noch mehr Zeit. Früher

umging der Wächter die Mauer der Farm nur bei Nacht, als aber Israel sich verdächtige Personen bei der Farm herumtreiben sah, fing er an, auch tagsüber in der weiteren Umgebung der Farm auf die Wacht zu gehen; und dort fiel er am letzten Peßachtage durch die Kugel eines Arabers aus Kafr-Kenna.

Berl Schweiger

Biographische Notiz.

Aus Südrußland, Odessa, kam er in jungen Jahren — er war 17 bis 18 Jahre alt — nach Palästina, im Lande seiner Träume zu arbeiten. Wie die meisten neuangekommenen Pioniere jener Zeit — 5665 bis 5666 — ging er in die große Kolonie Petach-Tikwa, wo er lange arbeitete und an „Fieber" litt. Das Verlangen, sich in der Landarbeit weiter auszubilden, brachte ihn nach der Farm Mikwe-Israel, die der Pariser Alliance gehört. Der französische Geist und die strenge bürokratische Disziplin, die in Mikwe-Israel herrschten, lasteten zentnerschwer auf dem jungen jüdischen Arbeiter — des großen Zieles wegen aber nahm es Berl gern auf sich.

Schließlich jedoch „versündigte" er sich gegen die Disziplin, und die strenge Verwaltung kündigte ihm die Arbeit. Sein Vergehen bestand darin: Als er von einem Überfall auf die jüdische Kolonie Gedera hörte, lief er ohne Erlaubnis der Verwaltung bei Nacht fort, Gedera verteidigen zu helfen.



Berl ging dann nach Sfedschera in Untergaliläa, wo die jüdische Wacht sich zu organisieren begann, und gab sich mit Leib und Leben an das Ideal hin. Seine Kameraden, die seinen heroischen Charakter wohl kannten, vertrauten ihm den verantwortungsvollsten und gefährlichsten Posten an. Berl wurde Nachthirt — der erste jüdische Hirt in Palästina — im Wald von Sfedschera, wo er das Vertrauen, das man in ihn setzte, glänzend rechtfertigte: in einem blutigen Zusammenstoß mit den tscherkessischen Wächter-Hirten blieb Berl Sieger.

Durch seine Unerschrockenheit und Waghalsigkeit wurde Berl schnell in ganz Galiläa berühmt. Als in der nahen Kolonie ein Streit mit den arabischen Nachbarn ausbrach und das jüdische Dorf gefährdet war, beauftragte man Berl, eine jüdische Selbstwehr zu organisieren, an der sich damals alle galiläischen Kolonien beteiligten.

Es war Sommer 5668. Ein arabischer Wächter verwundete in Mes'cha einen anderen Araber, einen „Moghrebiner" (Marokkaner). Die moghrebinischen Dörfer der Umgebung bereiteten sich vor, an dem jüdischen Dorfe Rache zu nehmen, und die Lage war sehr ernst. Die Moghrebiner sind im ganzen

Land als Räuber und Mörder bekannt. Diesmal aber fürchtete sich Mes'cha nicht und beschloß, sich mit dem Gewehr in der Hand zu verteidigen, und ganz Galiläa half dabei. Jede Kolonie schickte den dritten Teil ihrer Männer, um an der Verteidigung teilzunehmen. Berl übernahm ihre Organisation und Verwaltung und führte sie erfolgreich durch.

Im Winter 5668 wurde bei Tiberias eine neue Kolonie gegründet: Mizpa, und Berl ging dorthin arbeiten. Dort brach sein junges Leben jäh ab. Auf dem Felde, als er einmal vor Peßach von Ssedschera nach Mizpa ging, überfielen ihn einige Räuber und wollten ihm sein Gewehr abnehmen. Berl verteidigte sich und schoß ununterbrochen auf die Angreifer. Die Räuber wagten sich ihm nicht zu nähern, ihre Kugeln aber erreichten ihn, und Berl wurde schwer verwundet. Sein Körper war an vielen Stellen von Gewehrkugeln durchlöchert. Nach Hause gekommen, wusch er sich und wollte, als wenn gar nichts geschehen wäre, die Arbeit aufnehmen.

Als die Kameraden seine Kräfte schwinden sahen, zwangen sie ihn, sich zu Bett zu legen. Dann brachte man ihn ins Hospital nach Tiberias, das er nicht mehr verließ. Nach einigen Wochen, Ende Nissan 5669 (1909), starb Berl an seinen Wunden.

Er war ein überzeugter Anhänger der palästinensischen Poale-Zion-Partei, und zusammen mit Israel Korngold, der ungefähr zur selben Zeit fiel, betätigte er sich eifrig in der Organisation der galiläischen Poale-Zionisten.

Zwei . . .

Der Name des ersten war Dow Schweiger, oder, wie wir alle den Lieben und Guten zu nennen pflegten: Berl Schweiger.

Ich kam mit ihm vor mehr als einem Jahr in Berührung, und zwar auf folgende Weise.

Ich wohnte damals in Jaffa und arbeitete in einer Schule. Aber auf einmal übermannte mich der Widerwille gegen alle diese Tintenfässer, Kanzleiaffären und Kommissionssitzungen, an die ich damals meine beste Kraft gesetzt hatte. Ich überlegte nicht lange hin und her, nur eine mächtige und starke Stimme vernahm ich in mir: In die Weite, aufs Feld!

Ich machte mich auf, ging zur Diligence und fuhr nach Petach-Tikwa.

An einem Freitag, nachts, zu später Stunde, traf ich da Berl zum erstenmal. Wir gingen außerhalb der Kolonie spazieren. Zwei Mädchen, eine Arbeiterin aus Polen und eine aus Litauen, begleiteten uns.

Berl war ausgelassen und übermütig und tat, als ob er nicht bei Verstand wäre. Ersichtlich war irgend etwas mit ihm los, irgend etwas stürmte in ihm und fand nicht den richtigen Ausdruck. Die Augen der Mädchen waren auf ihn geheftet, aber auch diese Augen drückten Frage, Erstaunen und Verwunderung aus: was ist mit ihm?

Aber all das berührte mich noch nicht an der Wurzel meiner Seele.

Das geschah erst in der folgenden Nacht, Sabbatausgang. In Z.s wunderlichen Zelte versammelte sich eine kleine Gesellschaft. Berl teilte in abgerissenen Sätzen mit, die Sache

sei nicht in Ordnung, die Sache bedürfe der Verbesserung, Änderung und Erneuerung, und er ginge nach Galiläa. Warum? Weshalb? Das sagte er nicht, er hatte noch nicht den richtigen und besonderen Ausdruck gefunden.

Den fand er am folgenden Morgen. Es war ein klarer, glanzreicher Morgen. Viel, viel Glanz, palästinensischer Glanz. Wir drei, er und ich und jene Litauerin, gingen einige Stunden frühmorgens zwischen den Bergen dahin, die sich von Petach-Tikwa nach Jaffa erstrecken. Und zwischen den Bergen, in den Tälern, öffneten sich die Herzen, öffnete sich besonders Berls großes Herz. Zuerst freilich stammelte er noch, sprach in fremden Zungen: Er sehe die Würmer an seinem Ideale nagen, die Erde öffne ihren Rachen, es zu verschlingen, er sei noch jung und wolle seinen Glauben behalten, ein ganzer Zionist sein, und darum fliehe er nach Galiläa.

Langsam, ganz langsam enthüllte sich mir ein merkwürdiges Bild: Berl neidete den Arabern ihr Leben. Dieses Leben war für ihn ein Sinnbild, ein Ideal, die Höhe und die Herrlichkeit alles Lebens. Welche Freiheit! Welche Weite! Welche Kraft und Stärke! Welches Bewußtsein der Ehre, der eigenen Würde!

Zufällig begegnete uns auf jenem Gang ein arabischer Vollblüter. Sofort schwang sich Berl auf ihn und ritt uns eine „Fantasia" nach arabischer Art vor.

Berl sehnte sich nach dem Leben der Araber. Damals, als wir von Petach-Tikwa nach Jaffa gingen, wußte er noch nicht, wie er sein Wollen verwirklichen sollte, aber es lebte und wuchs schon in seiner Seele ein dunkles Verlangen nach einem unbekannten Leben, nach zauberhaften heimlichen und

unsichtbaren Illusionen, gestaltete sich in ihm zu einer alles bewegenden, elementaren Kraft.

Und stark wie der Tod ist die Illusion.

Ein Ziel schwebte ihm vorläufig vor den Augen: er wollte in Galiläa Wächter oder Hirt werden.

Und dann? Und das Hauptziel?

Hier schwieg der Phantast. Er wußte nicht, was dann kommen sollte, das Hauptziel war in Nebel gehüllt.

Und wirklich: er wurde der erste jüdische Kolonie-Wächter.

Damals war eine Zeit der Zwistigkeiten, Streitereien und Reibereien mit den arabischen Nachbarn. Ich, damals Sekretär der Farm Kinnereth, erkannte mit zuerst, daß sich Schlimmeres vorbereitete. Ich wandte mich in dieser Sache an den „Hachoresch", veröffentlichte einen Brief im „Hapoël-ha-Zaïr" — die Genossen in Ssedschera lachten mich aus. Besonders erhob sich damals starke Feindschaft gegen Mes'cha, die schöne Kolonie am Fuße des Tabor. Und damals ereignete sich etwas wirklich Ungewöhnliches: diesmal unterwarf sich die jüdische Kolonie nicht, schickte keine Bestechungen an die Machthaber, sondern bewaffnete sich, um selber ihre Ehre und ihr Gut zu verteidigen. Alle Kolonien von Untergaliläa beteiligten sich an dieser Selbstwehr, selbst aus dem fernen Kinnereth kamen sechs Arbeiter samt dem Verwalter der Farm.

Die ganze Selbstwehr aber, zu der sich Bauern und Arbeiter vereinigten, wurde unter des jungen Berls Leitung gestellt. Und man muß gestehen: er organisierte die Verteidigung ausgezeichnet. Seine provisorische Wohnung schlug er im Schulhause der Kolonie auf, und von dort aus gab er der

Verteidigung System, Taktik und Geschick. Die Juden blieben Sieger.

Und jetzt — jetzt ruht der junge und frische Berl Schweiger auf dem Friedhofe von Tiberias.

Stark wie der Tod ist die Illusion.

* * *

Israel Korngold war ganz anders als er. Er war, wenn man so sagen kann, ein Mensch ohne Illusionen. Berl kam mit 17 Jahren nach Palästina, Israel kam, nachdem in Rußland alle seine Heiligtümer zerstört worden waren. Berls Herz war wie ein offenes Buch, das Herz seines Kameraden und Schicksalsgenossen war verschlossen und versiegelt. Ein Berg der Verbitterung und Verzweiflung hatte sich dort angehäuft.

Aber auch er war ein Charakter, stahlhart an Körper und Geist. Erlösung freilich fand er weder in seiner Arbeit, die er mit restloser Vollkommenheit verrichtete, noch in der hebräischen Literatur, der er in seinen freien Augenblicken nachhing. Ja, ich befürchte, nicht einmal in der Poale-Zion-Organisation, deren Mitglied er war. Aber das Land an und für sich war für ihn wie Tau auf dürrem Boden. Der Duft des Feldes begann von ihm auszuströmen ...

Berl — der Illusionär und Israel der Desillusionierte — und was ist schließlich der Unterschied?

* * *

Groß war mein Schmerz, als ich plötzlich von diesen neuen Gräbern hörte. Ein Gefühl der Freundschaft wachte in mir auf und klagte bitterlich um die frischen Bäume, die dahingefällt wurden vor ihrer Zeit. Aber ich gestehe: ganz langsam

wich der Schmerz, ging dahin und wurde zur stummen Trauer ...

Wohl dem, den der Pfeil in seiner Jugend trifft, wenn die Morgenröte steigt, in seiner ganzen Einfalt und der Frische seines Glaubens. Das Schicksal des Rabbi Salomo ibn Gabirol ist nicht schlechter als das Rabbi Mose ibn Esras. Nicht in der Menge der Tage liegen Schönheit und Glück.

Wohl dem, dessen Tage gezählt sind.

Doch wenn ich Menschen diskutieren und sich über neue Länder begeistern höre, sage ich mir: Wie seltsam sind diese Leute, die nicht wissen, wie klein unsere Kraft und wie gering unsere Fähigkeit ist, Wüsteneien zu bebauen, und wieviel Kräfte wir schon in diesen Boden versenkt haben.

„Wenn die Juden hierherkämen und all diese Schönheit sähen, könnten sie sich je wieder davon trennen?" Das waren die letzten Worte, die ich aus Berls Munde vernahm. Als er diese Worte sprach, lagen wir beide, er und ich, auf den kleinen Kieselsteinen am Strande des Kinnereth-Sees, gegenüber den Bergen von Gil'ad ...

Gil'ad: Hügel des Zeugnisses ...

R. Binjamin.

Erinnerungen.

Es war im Frühling, einige Tage vor Lag-Baomer. Ich zog damals in den Kolonien Untergaliläas umher, verbrachte auch einige Tage in Ssedschera, und da lernte ich einen von ihnen, den Dow oder Berl Schweiger, kennen.

Drei unter den Arbeitern zogen damals meine Augen auf sich. Der eine war aus Odessa, aber ein keineswegs odessaischer

Typus. Mit besonderem Ernst trat er an alles heran; hatte sich in Odessa an der zionistischen Arbeit beteiligt, sein Leben in der Selbstwehr eingesetzt, war von da nach Berlin gegangen, um Agronomie zu studieren. Dann gab er auch das auf, kam nach Palästina und wurde Landarbeiter. Er suchte die Grundlage seines Lebens, und es scheint mir, diese Grundlage hatte er hier im Lande gefunden. Eine ungewöhnliche Ruhe lag über ihm, aber bisweilen blitzte in seinen Augen etwas Eigentümliches auf, das nicht zu ihm, wie er jetzt war, passen wollte, weder zu seinem Gesicht, noch zu seinen Händen, Arbeiterhänden, noch zu seinem Äußeren und seinen Bewegungen.

Der zweite war jung, aus einer Kolonie Judäas gebürtig. Sohn eines fröhlichen und lebhaften Vaters, war auch er fröhlich, lebendig und unablässig in Bewegung. Altklugheit und die fröhliche Ausgelassenheit eines Kindes mischten sich in ihm. Nur eins an ihm war mir wunderlich. Die Kinder aus den Kolonien waren damals beinahe alle voller Ruhe, und jene Nervosität, die ewige Unruhe, das ununterbrochene Verlangen und der Galgenhumor unserer russischen Jugend waren ihnen fremd. Nur dieser Junge machte eine Ausnahme. Sein natürliches Hebräisch, seine Einfachheit und das Fehlen alles Russischen an ihm bewiesen, daß er ein Palästinenser war, während doch jene unserer russischen Jugend eigentümlichen Merkmale auch an ihm sich zeigten, wennschon in hebräischem Gewande. Woher hatte er das? Ich wunderte mich darüber, ebenso wie ich nachher über die palästinensischen Seiten an dem dritten, an Dow Schweiger, erstaunte.

Der war ein etwa 18jähriger Jüngling mit einem frischen Gesicht, lebendigen Augen, gelocktem Haar und Grübchen

in den Wangen wie ein Mädchen, mit ungewöhnlichem Frohsinn, ganz südlichem Leichtsinn bei einem durch seine Ebenmäßigkeit schönen Gesicht. Und lachen konnte er wirklich wie ein Mädchen. Er liebte das Singen, Tanzen, Ausgelassensein und Über-die-Stränge-Schlagen. In all dem war auch sein palästinensischer Kamerad sehr tüchtig. Und es war seltsam, während sie herumtollten und Unfug trieben, ihren dritten Kameraden, den Odessaer, eine ernste und melancholische Melodie singen zu hören. Es waren damals Mondscheinnächte, und wir gingen bis Mitternacht in der Kolonie spazieren.

Von dem Hügel, auf dem die Farmgebäude standen, stiegen wir zur Kolonie herunter und wanderten zuweilen auch aufs Feld. Lieder klangen in die Ferne hinaus, und besonders tönte Berl Schweigers silberhelles Lachen. In Palästina versteht man nicht zu lachen. Man kennt die maßlose Schwermut nicht, aber auch nicht das Lachen, wie man es in Südrußland kennt; Schwermut und Lachen sind ausländische Waren. Und jenes frohe, tönende, sich hingießende und wie Wellen an Steinen brechende Lachen, das Lachen Berls, versetzte mich mit einemmal an das Ufer des Schwarzen Meeres und in die Sommernächte an seinen Gestaden, in die sommerlichen Gefilde des wunderbar schönen Südrußland. Damals erzählte man mir, daß Berl aus Odessa stammte.

Berl sprach drei Sprachen: Hebräisch, Jiddisch und Russisch. In den letzten beiden war er zu Haus, in der ersten war er noch wie ein Gast. Und manchmal schwatzte er in einer Art Sprachmischmasch, in jener eigentümlichen Volkssprache, die man in der Odessaer Vorstadt Moldawanka spricht: einer Art zerrissenen und bruchstückhaften Jiddisch, mit fehlerhaftem und

Ort zu Ort, von Gegend zu Gegend, von einer Arbeit zu einer andern (oder auch zu keiner andern) übergeht. All das mußte das Herz des Knaben fesseln, soweit eine solche Seele überhaupt zu fesseln ist. Allmählich zeigten sich bei ihm auch andere Neigungen, und zusammen mit den Lachgrübchen auf seinen Wangen erschienen die ersten Falten, die die Sorge gegraben hatte.

Manchmal, wenn wir ihn sahen, war er einfach ausgelassen. Ich erinnere mich, daß er uns eines Abends eine Geschichte erzählte. Er war damals Wächter in Ssedschera. Nach Mitternacht kamen einmal Beduinen mit Kamelen vorüber; plötzlich sah einer von ihnen die Glocke, näherte sich ihr und begann sie zu besehen und zu betasten. Sie fing an „La li! La la!" zu läuten. Der Beduine und einige seiner Gefährten mußten lachen. Berl aber näherte sich ihm und begann ihn mit dem Flintenkolben auf den Rücken zu schlagen, worauf der Beduine fortlief. Er verstand nicht, warum man ihn schlug. „Und warum hast du ihn in der Tat geschlagen?", fragte einer von uns Berl. Die Lachgrübchen auf Berls Antlitz vertieften sich. „Er war so komisch!" rief er aus und bog sich vor Lachen. „La li! La la!" machte er den Beduinen wieder nach und zeigte mit seinen Händen, wie er ihn geschlagen hatte. „Er war so komisch", und wir sahen, daß da nichts mehr zu fragen war. Berl konnte eben das Schlagen nicht unterlassen, weil der Beduine so komisch war, und wir spürten keinerlei Widerwillen gegen dieses naive Gefühl.

Später sah ich Berl auch in Meron, und auch in Rosch-Pinna tanzten wir beim Mondschein. Und immer war er Berl, jener übermütige, lachende und tanzende. Aber er war doch auch

weiten und fernen Steppen, ein Lied jubelnder Ausgelassenheit, mit der Wehklage zerbrochener Seelen vermischt, die alles verloren haben und nichts mehr besitzen, dieser Gesang dringt in das Herz des jüdischen Knaben, mischt sich mit seinen Volksweisen, und hieraus gebiert sich dann ein leichtsinniges Lied, ein Bastard, der weder Vater noch Mutter kennt. In sonderbaren Sprüngen geht der Gesang von einer Weise zur andern über, von einem Wort zum andern, von einer Sprache zur andern und bringt alles mit allem durcheinander. Und zuletzt kommt da eine seltsame Seele zum Vorschein, ohne Volk und ohne Land, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft, ohne Inhalt und ohne Form, eine Moldawanka-Seele.

Aber zugleich gibt es in jenem Moldawanka noch jüdische Massen, die noch nicht aufgehört haben, zu sein, was sie sind, und nicht zu dem wurden, was sie nicht sind. Und diese Juden verhindern die Entwicklung einer neuen Form. Und so entstand eine Gattung besonderer Juden: jüdische Barfüßer.

Ein jüdischer Barfüßer! Von diesem Typus hatte Berl Schweiger etwas. Sein Äußeres freilich sah nicht danach aus. Er hatte ein schönes Gesicht voll vornehmer Gelassenheit. Aber alles, was von seiner Vergangenheit her in ihm lag, war Barfüßertum. Wer hatte ihn hierhergebracht? Gott weiß es. Aber eins war klar: von hier weg konnte er nicht. Alles war ihm hier nahe und verwandt: das blaue Meer in der Ferne, der noch tiefere blaue Himmel, die Ebenen und die Höhen, von denen man nicht weiß, sind es Ruinen oder Schutthaufen, das vagabundierende Leben des jüdischen Arbeiters hier, und zu alldem jene Leichtigkeit, mit der man hier von

wanka. Und er singt: „Mein Herz sagt mir den Frühling an, den blühenden, lichten, frischen.“ Aber eine Minute nachher trauert seine Stimme schon, und er singt: „Birg mich unter deinen Schwingen.“ Und noch einmal zurück zur Moldawanka — und eine Minute später — spricht er Hebräisch. Er spricht voll Ernst über das Land, Galiläa, die Wacht. Berl und Ernst! Und wieder ein Rätsel: Wer hat auf seiner Stirn die Denkfurchen eingegraben? Wer hat ihn von der Moldawanka hergebracht und zum Palästinenser gemacht? Wer?

Er fühlte die Widersprüche noch nicht. Wir Litauer kennen keine richtige Harmonie; ganz gut oder ganz schlecht, entweder ganz Golus oder ganz das Golus hassen und nur nach Wiedergeburt streben. Er aber wußte nur eins: Das Leben ist schön. Es gibt ein schönes Land und einen schönen Himmel, Mond, Sterne und Nächte, Bäume, Sträucher und Berge und Hügel und Felsen und was nicht alles sonst noch. Und alles war in ihm und er in allem. Aber ersichtlich begann auch er zu fühlen, daß die Dinge nicht ganz so einfach sind.

Und Berl fiel. Und nun kommen wir, suchen viele und finden sie nicht. Etliche sind gefallen, sie waren Helden. Wie viele aber gingen übers Meer, kehrten nach Haus zurück, starben auf andere Weise, verzagten, verfaulten? Und manche sehe ich, die ich nicht kenne, sie sind hier, aber wo ist ihre Seele? Wo ihre Hoffnungen? Berl fiel und ihr betrauert seinen Tod. Aber wie viele beneiden ihn? Er entweihte seine Seele nicht, aber andere? Und wer weiß, wohin er gekommen wäre, wäre er am Leben geblieben?

Und wie viele Helden waren hier? Wer sah sie, wer beachtete sie? Und wie viele gibt es vielleicht jetzt?

An Berls Platz trat ein anderer. Wer tritt an die Stelle der andern Toten und toten Lebenden? In Galiläa, sagt man, sind noch Helden, doch wer bedarf ihrer, wer forscht nach ihnen? Der Held aber fragt nicht: er lebt, leidet und stirbt—das übrige geht ihn nichts an.

Schade! Sehr schade, daß wir nur um Tote zu trauern wissen! Für die Lebenden haben wir keine Augen.

Jakob Rabinowitsch.

Erinnerungen.

An einem Frühlingstage, während meines ersten Frühlings in Palästina, machte ich einen Ausflug nach Mikwe-Israel, der ersten jüdischen Farm im Land. Mit Sonnenuntergang erreichte ich die hohen schlanken Eukalyptusbäume, die Mikwe-Israel wie eine Oase zwischen den arabischen Dörfern erscheinen lassen. Dort, auf der Farm, verbrachte ich die Nacht.

Fast alle Schüler von Mikwe-Israel waren Interne, nur einige „Praktikanten" ausgenommen, die eben erst aus Rußland gekommen waren. Auch die, die ein praktisches Ziel im Auge hatten — sich in der Arbeit auszubilden —, rechneten sich zu den „Externen", aber auch sie waren der strengen Alliance-Disziplin unterworfen. Beim Essen und Schlafen, bei Arbeit und Ruhe, unablässig standen sie unter der Kontrolle der Farmverwaltung und der Hausordnung.

Unter den „Externen" lernte ich zum ersten Male den Genossen Dow oder Berl Schweiger kennen. Berl und seine Gefährten fühlten sich in der Umgebung ihrer Schulkameraden und Erzieher ganz fremd. Die jungen Emigranten, die, von

einem tiefen Lebensideal durchdrungen, hergekommen waren, überragten um Haupteslänge ihre neuen Kameraden und Lehrer, die in dem traditionellen bürokratischen Alliancegeist erzogen worden waren, der vom nationalen Ideal so weit entfernt ist wie der Osten vom Westen. Und gerade hier, auf der ersten jüdischen Farm in Palästina, stießen die russischen Idealisten zum erstenmal mit der grausamen Wirklichkeit zusammen. Das weckte bei ihnen natürlich eine scharfe Entrüstung und Erbitterung. Das einzige, was sie auf der Schule hier zurückhielt, war die Hoffnung, die gewünschte technische Vorbereitung für das zu finden, was sie als ihr höchstes Ideal ansahen: die Landarbeit.

Wir verbrachten jenen Abend mit Unterhaltungen und Spaziergängen auf dem Hof der Farm, zwischen den Alleen von Eukalyptus und Tropenpflanzen.

Berl machte auf mich einen besonderen Eindruck, der sich mit der Zeit, als ich ihn besser kennenlernte, noch verstärkte. Er war damals noch sehr jung, und die Einfalt der Kindheit schwebte noch über ihm. Im Reden und Denken war Berl flink und scharf. Eine besondere Leichtigkeit lag in allen seinen Bewegungen, wie in der Flucht seiner Gedanken und dem Flug seiner originellen Phantasie. Eine Quelle natürlicher Lebenslust sprudelte in ihm, ein Streben nach großen Taten und Heldentum. In der Tat riß seine Ursprünglichkeit oft die Schranken des Hergebrachten nieder. Er übte eine seltsame Anziehungskraft auf seine ganze Umgebung aus.

Ich werde jenen Sommer mit seinen lauten Debatten im „Arbeiterklub" und in „Chajim Boruch's" Hotel nie vergessen, die Arbeitergruppen und neuen jungen Leute, die sich

müßig und arbeitslos auf den Straßen Jaffas herumtrieben. Ein Teil hungerte, ein Teil hatte Malaria, und man konnte bittere Vorwürfe gegen das Land und die Arbeit, die Siedlung und diejenigen, die sie geschaffen hatten, hören.

Oft, erinnere ich mich, kam Berl an eine solche Gruppe heran. Einige sarkastische Bemerkungen und Witze seinerseits vertrieben die Wolken der Verbitterung und machten den endlosen Debatten und Zweifeln, den Sorgen um die Nacht und den kommenden Tag ein Ende.

* * *

Ein besonderer Zug in Berls Charakter war seine ungewöhnliche Kühnheit und Unerschrockenheit.

Es gibt hier viele „furchtlose Helden“, die Berge versetzen, Tempel in Trümmer legen und Türme bis in den Himmel bauen — in ihrer Phantasie. Kommen sie in eine ganz gewöhnliche Lebensgefahr, verläßt sie mit einemmal ihre ganze Kraft, und sie werden plötzlich so schwach wie ein gewöhnliches Menschenkind, aber es gibt wenig „Ganze“, bei denen kein Widerspruch zwischen dem Schwung ihres Geistes und dem Mut ihrer wirklichen Taten klafft. Ein Typus eines solchen ganzen Menschen, bei dem die Geisteskräfte den Wünschen harmonisch entsprechen, war Berl. Und seine Wünsche waren nicht sonderlich mäßig und bescheiden.

Eine heimliche Kraft lebte im Tiefsten seiner Seele. Sein Geist konnte sich nicht in seinem Reichtum und seiner ganzen Größe offenbaren, denn der junge Berl fiel vor der Zeit, aber jeder, der ihn näher kannte, spürte seinen Geist. Er sprach aus seinem ganzen Charakter, aus allem, was er tat, aus seiner tiefen Unzufriedenheit mit den gewöhnlichen

Wegen, aus seinem ständigen Suchen nach Neuem, Selbständigem.

Ende jenes Sommers ereignete sich ein Zufall, der von nicht geringem Einfluß auf Berls weiteren Lebensgang war. In der Kolonie Gedera brach ein Grenzstreit zwischen den Kolonisten und den Arabern des benachbarten Dorfes Katra aus. Man schoß von beiden Seiten, und das Ergebnis war, daß ein Araber von der Kugel eines Kolonistensohnes getötet wurde.

Nach der arabischen Sitte versammelten sich sofort die Verwandten des Gefallenen, und man ging gegen das Haus vor, in dem sich der junge Kolonist aufhielt, und das gerade am Anfang der Kolonie lag. Der junge Kolonist drohte den Arabern, er werde jeden erschießen, der sich dem Hause zu nähern wage. Die Fellachen aber achteten nicht darauf, umzingelten, mit Schwertern und Büchsen bewaffnet, das Haus und wollten die Tür des Balkons erbrechen. Da kam der Zufall zu Hilfe und rettete das Leben des Kolonisten auf wunderbare Weise. Da sich zuviel Menschen auf der Veranda befanden, trug sie das Gewicht nicht und brach zusammen. Die Araber fielen alle herunter. Unterdessen waren die Kolonisten von Gedera dazugekommen, auch in anderen Kolonien hörte man davon und schickte Hilfe, so daß die Araber sich zurückziehen mußten.

Als die Nachricht von dem Vorfall Mikwe-Israel erreichte, war Berl mit zwei seiner Gefährten natürlich der erste, der nach Gedera lief, um zu helfen. Es war schon sehr finster, aber die jungen Kameraden warteten nicht, und obwohl sie keinen Urlaub von der Schulverwaltung bekommen hatten,

begaben sie sich in der finsteren Nacht auf den Weg. In Gedera war schon alles vorbei, als sie kamen, dafür aber teilte man ihnen, als sie zurückkehrten, mit, sie seien aus der Schule entlassen, da sie sich gegen die Disziplin vergangen hätten, indem sie die Farm nachts ohne Erlaubnis verlassen hätten.

So jäh brach Berls Schulzeit in Palästina ab. Seither war Berl nicht mehr Schüler, sondern gewöhnlicher Landarbeiter, wie alle anderen Arbeiter.

* * *

Zum letztenmal sah ich Berl um Peßach, im Jahre 5669 (1909), im Hospital von Tiberias. Berl, der bei einem Zusammenstoß mit einem Araber verwundet worden war, lag auf der Veranda in seinem Krankenbett, in weiße Tücher gehüllt und einen Eisbeutel auf dem Kopf. Ich sah in sein Gesicht: war das wirklich der lebenslustige, lebhafte Berl, war das das Gesicht, dessen Ausdruck immer Energie und Furchtlosigkeit gewesen war? Jetzt war es eingefallen, von Totenblässe bedeckt, seine Augen halb geschlossen, und sein ganzes Aussehen war das eines Toten. Nur sein schwerer Atem zeugte davon, daß er noch lebte. So stand ich eine Weile; plötzlich hoben sich seine Lider langsam, ein Funke von Bewußtsein blitzte in den Augen auf: er erkannte mich, sah mich einige Sekunden lang an. Ganz leise sagte er meinen Namen, seine Lippen bewegten sich, aber seine Stimme war unhörbar. Ich beugte mich nieder, um die Worte zu verstehen, umsonst: sogar das Flüstern fiel ihm zu schwer. Er schloß seine Augen wieder und lag einige Minuten bewegungslos. Dann strengte er sich an, sich auf seinem Lager aufzurichten, und flüsterte mir einige Worte zu. Diesmal hörte ich sie, wartete

aber vergebens: er vollendete seinen Satz nicht. Sein Kopf sank zurück, und er verlor wieder das Bewußtsein. Ein schwerer Schmerz schnitt gleichsam in mein Herz ein. Ich fühlte im Augenblick, ich würde Berl nicht mehr sehen, und das waren seine letzten Worte zu mir.

Zwei Tage später starb Berl.

J. Ben-Zwi.

Jakob Plotkin

Einige Daten.

Zu Hause Geschäftsmann, kam er, schon in höheren Jahren, nach Palästina, das Land zu bearbeiten. Mit seinen beiden Söhnen zusammen arbeitete er eine Zeitlang in judäischen Plantagen, dann im galiläischen Ackerbau. Nach Ssedschera, wo er selbständiger Kolonist zu werden träumte, ließ er auch seine ganze Familie aus Poltawa kommen.

Trotz seines Alters beteiligte er sich alsbald mit den jungen Arbeitern und Wächtern sehr energisch und mutig an der Verteidigung der Kolonie bei den häufigen Zusammenstößen und Überfällen von seiten der Nachbarn in der Umgebung. Mehrmals wurde er auch verwundet — das hielt ihn aber nicht ab, auch weiterhin an der Selbstwehr teilzunehmen.

Peßach 5669 wurde er, als er mit noch einem Genossen von Ssedschera nach Tiberias ging, schwer verwundet und mußte lange Zeit das Bett hüten.

Am 5. Kißlew 5670 starb er im Hospita in Haifa. Er hinterließ eine große Familie.



Lebenslauf.

Jakob Plotkin war viele Jahrelang ein angesehener Kaufmann in Poltawa und gab sich eifrig mit Gemeindeangelegenheiten ab. Es gab keine wichtige Sache im allgemeinen jüdischen oder im Gemeindeleben von Poltawa, an der Plotkin nicht mit seinem Geld und seiner Arbeit teilnahm. Und seine Arbeit war sehr fruchtbar. In der Talmud-Tora, im Krankenhaus, im Zionismus, im Verein für Gleichberechtigung und in der Selbstwehr — überall stand Plotkin in erster Reihe. Insbesondere war er ein hervorragender Organisator in bezug auf jede Veranstaltung, die die Propaganda und Vertretung irgendeiner guten Idee zum Ziele hatte. Sobald die Arbeit dringend war, gestattete er sich selbst keine Ruhe und ließ auch anderen keine. Seine Tatkraft hatte tatsächlich keine Grenzen. Auch die hebräische Literatur kannte und liebte er und bemühte sich, sie auch anderen lieb zu machen.

Dieser Mann verließ seine Stadt, in der er, von allen geliebt und geehrt, das Leben eines vermögenden Mannes führte, und kam nach Palästina. Sein Ziel war, sich hier als Bauer anzusiedeln; um aber die hiesigen Lebensbedingungen kennenzulernen, wurde er zuerst gewöhnlicher Arbeiter.

Er wußte, daß das Leben des Arbeiters schwer ist, und doch nahm er diese schwere Last voll Liebe auf sich, obwohl er schon 43 Jahre unter ganz anderen Lebensbedingungen verbracht hatte.

Er kam nach Rechowoth und arbeitete dort in einem Weinkeller für 10 Piaster täglich. Er begnügte sich mit Brot und Gemüse und einem Erbsengericht, das er sich selbst zubereitete. Auch sein Hemd wusch er selbst.

Er bewies seine Fähigkeit, sich dem Leben der Ärmsten unter dem Volke anzupassen, mit seinem kärglichen Tagelohn auszukommen und sich, soweit das möglich war, sein Leben durch seine Erfahrung in allen Männer- und Frauenarbeiten angenehm zu gestalten.

Von Rechowoth ging er nach Galiläa und kam nach Ssedschera. Dort arbeitete er als Landarbeiter bei der Verwaltung der Ica und entzog sich auch der schwersten Arbeit nicht.

Als die Kolonisten Schutz brauchten, ging Plotkin an der Spitze der Pioniere. Als man hinauszog, um zum erstenmal den Boden von Um-el-Dschebel zu pflügen, ging auch Plotkin mit den übrigen Arbeitern hinaus und wurde von den Arabern schwer verwundet. Und als er davon genesen war, überfielen ihn zum zweitenmal Araber und verwundeten ihn wiederum, und er lag lange Zeit auf dem Krankenbett. Als man aber nachts hörte, wie Araber die Kolonie überfielen, sah man Plotkin mit seinen verbundenen Wunden dastehen und seine Flinte bereithalten.

Er genas und dachte daran, sich in der Kolonie als Bauer ansässig zu machen. Die Verwaltung zeigte sich entgegenkommend und machte ihm Hoffnungen, nachher aber fand sie

einen Hinderungsgrund (nämlich, daß er schon zu alt wäre). Darüber grämte er sich sehr, und in den beiden letzten Monaten war er niedergedrückt, einmal weil die Wunden seine Kraft geschwächt hatten, besonders aber, da er sah, daß seine Hoffnung, sich anzusiedeln, enttäuscht worden war.

Doch am 5. Kißlew kam die frohe Kunde, daß die Verwaltung Plotkin doch endlich ein Gründstück geben wolle, aber sie kam ein wenig zu spät ... Er starb an jenem Tage.

Plotkin hätte dank seinen hervorragenden Fähigkeiten auch in Palästina gut leben können. Er war ein ausgezeichneter Buchhalter, ein Verwalter, der seinesgleichen suchte, er aber erstrebte die Wiedergeburt seines Volkes, aber nur durch **Arbeit** kann ein Volk in der Tat wieder aufleben, und dafür brachte er sein Leben dar.

Deine Seele sei gebunden in den Bund des Lebens, zusammen mit den Seelen all der Helden unseres Volkes, die ihm ihr Leben geweiht haben.

A. S. Rabinowitsch.

Erinnerungen.

Es war abends in der Synagoge einer südrussischen Stadt, und die Zeit eine Heldenzeit: es waren die Tage der Revolution der Pogrome und der Selbstwehr.

Die Synagoge war voll junger Männer und Mädchen, selten sah man einen bärtigen Juden. An der Tür des Vorzimmers steht eine Patrouille: zwei hochgewachsene junge Männer bewachen den Eingang. In ihren Blicken drückt sich das Bewußtsein des Ernstes und der Wichtigkeit ihrer Aufgabe aus.

Von Zeit zu Zeit öffnet sich die Tür, und der Wachtposten läßt einzelne neue Leute herein. Die Angekommenen treten leise auf: man muß besonders vorsichtig sein, denn die Stadt steht unter Belagerungszustand, und die Kosaken, die auf den Straßen umherreiten, erfüllen ihre Pflicht getreu und achten darauf, daß ja nichts die „Ordnung“ stört.

Ein kleines Lämpchen verbreitet schwaches Licht im Lehrhaus. Einige junge Leute umgeben reihenweis den Almemor: es sind die Zehnerschaften der Selbstwehr. Das übrige Publikum steht herum und horcht still auf die Reden.

Die Redner sprachen der Gefahr wegen leise: über die Mittel, das Unglück zu vermeiden, über die Selbstwehr. Die Versammelten hörten aufmerksam zu. Zeitweise kam von der Straße her lautes Hufgeklapper: das waren die zarischen Reiter, die auf den Straßen aufpaßten. Dann verstummten die Redner eine Weile, Sorge malte sich auf allen Gesichtern. Und die Mitglieder der Selbstwehr reckten sich, als ob sie sich auf einen Angriff vorbereiteten.

Eine schwere Wolke lagerte auf allen.

Plötzlich bahnte sich ein Mann von etwa vierzig Jahren einen Weg durch die Mitglieder der Selbstwehr und bestieg den Almemor. Verwundert standen die Jungen da, als sie den wohlbekannten „bürgerlichen Zionisten“ Jakob Plotkin sahen.

Die Stimme des Redners war heiser, sein Russisch fehlerhaft, aber sein Gesicht war eine Flamme und seine Augen glühende Kohlen.

„Ich bin immer gegen unsere Beteiligung an der russischen Revolution gewesen“ — sagte er — „aber eins habe ich immer bei euch geachtet, junge Genossen: eure Taten standen nicht

im Widerspruch zu euren Reden. Ich neidete es euch und sagte mir immer: Wann wird endlich der Tag kommen, wo auch ich meine Liebe zum Volk beweisen kann! Und nun, wo wir so weit sind, soll ich von weitem zusehen? Bei allem, was mir heilig ist, bei meinem Leben schwöre ich: wir alle wollen wie ein Mann auf dem Schlachtfeld sterben, wir wollen uns nicht wie Schafe zur Schlachtbank führen lassen, und wenn der Teufel unsere Brüder überfällt, wollen wir nicht abseits stehen!..."

Der Redner erhob seine Rechte. Ein heiliges Zittern ging durch die ganze Versammlung, vergessen war die große Gefahr, vergessen der Belagerungszustand, und aus allen Herzen schrie es auf:

Wir schwören, wir schwören!

* * *

Zwei Jahre waren vergangen.

Ein Sommermorgen in einer Kolonie Judäas. Die Glocke tönt: die Frühstückszeit ist da. Bei der Kolonie zeigten sich einige Arbeiter, die schnell einen Bissen zu sich nehmen wollten.

Ich fragte, wo hier mein Freund wohnte. Man zeigte mir ein kleines Zimmer, dessen Tür zu, aber nicht verschlossen war. Gleich würde er mit seinen beiden Söhnen zum Frühstück kommen.

Ich ging hinein.

Zwei, drei hölzerne Kisten. Auf einem Wandbrett in der Ecke stand ein kleiner Spirituskocher und einiges Geschirr daneben. Ein Tisch, ein paar Betten aus Holzkästen, alles wie bei den Koloniearbeitern.

Nach einer Minute kamen sie: er und seine beiden Söhne. Er sah sehr gealtert aus: hier und da zeigten sich schon graue Haare. Sein Gesicht war müde, aber ein besonderer jugendlicher Geist schwebte darüber. Nach der Begrüßung kamen wir ins Gespräch.

„Ob ich zufrieden bin? Wie sollte ich es nicht sein? Ja, ich bin zufrieden, daß ich mein Programm verwirklicht habe: ich arbeite, ich und meine zwei Söhne. Den einen habe ich aus einer Schlosserschule genommen und den anderen vom ‚Externenstudium' weg. Jetzt arbeiten wir alle. Früher, als ich in Weingärten arbeitete, verdiente ich weniger, jetzt aber habe ich eine feste Stellung in einem Weinkeller für die Zeit der Weinernte. Meine Söhne arbeiten in Orangerien. Was werden wird? Ich will nach Galiläa gehen, die Arbeit in den Plantagen befriedigt mich nicht ... Ich will Kolonist werden, ein einfacher Fellache, ich und meine Söhne; nicht, Jungens? In kurzem will ich meine Frau, meine Tochter und all mein Kleinzeug herüberkommen lassen. Ich muß nur noch mein Geschäft, das drüben geblieben ist, liquidieren ..."

Und er malte mir seine Hoffnungen und Träume aus.

Abends besuchte ich ihn im Weinkeller. Wir saßen beisammen und erinnerten uns der vergangenen Jahre, der Jahre der Selbstwehr und Revolution, der tiefen Leiden und begeisterten Augenblicke, die einmal waren und vorüber sind ... Von der Vergangenheit kamen wir auf die Zukunft, und mein Freund malte mir weiter das Bild seines kommenden Lebens aus, wenn erst seine ganze Familie bei ihm sein, und er sich als Kolonist dort, im gesegneten Galiläa, niederlassen würde ...

Die Sonne Palästinas sandte uns ihre Abschiedsstrahlen zu und beleuchtete das Gesicht meines Freundes, der im Wachen träumte. In seinen Augen flammte ein jugendliches Feuer, und seine Stimme wurde immer stärker.

Ich fragte ihn, ob es wahr wäre, was man sich erzählte: daß er Geld genug hätte, sich anzusiedeln. Er lachte, krempelte den Ärmel seines rußgeschwärzten Armes auf und wies auf seine Söhne, die sich auf dem Hof des Weinkellers zu schaffen machten:

„Das da ist mein ganzes Vermögen!“

* * *

Ein Halbjahr später.

Abends, einen Tag vor Peßach, kam ich nach einer Farm Galiläas.

Mein Freund arbeitete dort; seine Wohnung lag nahe am großen Hof der Herberge. Als ich darauf zuging, kam mir seine Frau entgegen. Sie war schwer zu erkennen: sie sah schlecht aus, ihre Augen waren gerötet. Sie führte ein kleines Mädchen bei der Hand. Sie bat mich in die Stube.

„Erst vor einer Woche habe ich das Schiff verlassen. Morgen ist schon Freitag, und ich habe noch gar keine Vorbereitungen getroffen, und die Wohnung ...“

Ich betrachtete das Zimmer: klein und eng. Auf dem nassen Fußboden lagen die verschiedensten Geräte durcheinander. Ich war offenbar mitten in die Festvorbereitungen gekommen. Ein junges Mädchen räumte das Haus auf und wusch die Geräte ab. Sie erkannte mich und schämte sich ein wenig, von mir bei der Arbeit betroffen zu sein. Man brauchte nicht lange zu reden, das Gesicht seiner Frau erzählte alles. Ihre

beiden Söhne, die sie so voll Mühe und Liebe erzogen hatte — was ist aus ihnen geworden! Wie hat sie sich für sie abgearbeitet, wieviel Schmerz ertragen und welche Hoffnungen auf sie gesetzt! Mit Talenten gesegnete Kinder sind es, besonders der Ältere ... Nun ist sein Gesicht dunkel und verbrannt ... Sie wollte Menschen aus ihnen machen, vielleicht sogar Doktoren, wenigstens das Gymnasium sollten sie durchmachen. Nun sind sie nach dem Willen ihres Vaters einfache Bauern geworden. Und ihre Tochter! Hat sie vielleicht Jahre auf dem Gymnasium verbracht, um Bäuerin zu werden? Und nun gar „er" selbst: wo hat man je gehört, daß ein Mensch auf seine älteren Jahre „Fellache" werden will ... „Er rechnet nicht mit seiner Familie, nicht einmal sich selbst schon er" — sagte sie weiter mit Tränen in den Augen. — „Ihr habt sicher von den Wunden gehört, die er unterwegs von den Arabern bekommen hat. — Er ist noch jetzt nicht ganz gesund, obwohl er es vor jedermann, sogar vor mir, verheimlicht ..."

Tränen standen in ihren Augen, und sie hatte Mühe, sie zurückzuhalten.

„Er" kam herein. Er hatte sich in der Zeit, die ich ihn nicht gesehen hatte, etwas verändert. Sein Gesicht war von der Sonne gebräunt, seine Haare ergraut. Ein vorzeitiges Altern lag über ihm, aber das Feuer seiner Augen war nicht erloschen. Sein Blick war lustig und frisch geblieben.

„Hast du meine Familie schon gesehen? Bei uns ist noch großes Durcheinander, große Unordnung, und jetzt kommen die Feiertage. Wir haben noch keine feste Wohnung, mit großer Mühe habe ich vorläufig dieses kleine Zimmer ausfindig gemacht. Alle Arbeiter wohnen zusammen, fünf, sechs

in einem Zimmer, und ich habe bisher auch so gewohnt. Nun habe ich meiner Familie wegen dieses Zimmer genommen. Essen aber wollen wir am Fest zusammen, in der allgemeinen Küche, wo wir alle den Sseder zusammen begehen wollen."

Aus seiner Rede sprach Zuversicht und Seelenfreude ohne einen Schatten von Verzagtheit und Verzweiflung.

„Komm, meine Tochter, und gieß mir Wasser ein!"

Er wusch sich Gesicht und Hände.

Mit besonderer Freude erzählte er mir, seine Hoffnungen in betreff seiner Niederlassung als Kolonist seien schon der Verwirklichung nahe. Er hatte sogar schon das Wort der Verwaltung, man würde ihm bald ein Stück Land geben und wartete voll Ungeduld auf jenen Tag.

Seine Frau und seine Tochter hörten seinen Worten aufmerksam zu. Die Frau beruhigte sich etwas, aber das Mißtrauen verließ sie noch nicht ganz.

„Weißt du" — wandte sich plötzlich mein Freund voll Begeisterung an mich — „heute war der glücklichste Tag meines Lebens. Stell' dir vor, ich pflügte mit einem Ochsengespann, ich und meine zwei Söhne, wir arbeiteten, sage ich dir, wie richtige Kolonisten. Auf einmal kam meine Tochter hier von weitem und brachte Frühstück für uns... Wir unterbrachen die Arbeit, und so standen wir bei den Ochsen und dem Pflug: drei jüdische Fellachen und eine Fellachin..."

Er strich seiner Tochter liebevoll übers Haar, und in seinen Augen entzündete sich wahrhafte Freude:

„Der glücklichste Tag meines Lebens — von ihm habe ich doch all die Jahre geträumt!"

* * *

Die Peßach-Nacht war eine Sturmnacht. Abends ganz plötzlich wurde das Fest gestört. Wir erwarteten einen Überfall von den Nachbarn. Alle Arbeiter gingen in Gruppen um das Tor herum und flüsterten miteinander. Die Wächter, die zu Pferde und zu Fuß, standen auf ihrer Wacht, Revolver und Büchsen bereit. Den Sseder vergaß man vollständig.

Eine schwere Wolke lag in der Luft und bedrückte die Gemüter. Und ein Gefühl von Verbitterung gegen dies Unbekannte herrschte überall.

„Meine Lieben" — durchbrach mit einemmal eine wohlbekannte Stimme die Stille — „warum geht ihr herum wie Trauernde? Das Fest ist doch schon da, was soll mit unserem Sseder geschehen?"

Und seine einfachen Worte machten starken Eindruck, ein Murmeln erhob sich, und alle schämten sich ihrer Schwäche.

Mein Freund ging in die Küche, wo der Sseder stattfinden sollte. Nach ihm kamen einige Arbeiter. Man begann die Wände mit Zweigen und Blumen zu schmücken, die Tische zurechtzustellen und die Lichter anzuzünden. Mein Freund leitete alles. Schnell und geschickt verrichtete er seine Arbeit, noch ein paar Minuten, und man vernahm das bekannte Volkslied:

Jah chaj li li, ha amali!

Die Arbeiter sammelten sich allmählich auch in der Küche an und halfen mit das Fest vorzubereiten. In der Stube

wurde es hell und lebendig, und das Lied wurde immer stärker und schallender.

Und die Stimme meines Freundes klang immer lauter und lauter:

Jah chaj li li, ha amali!

Die schwere Wolke löste sich allmählich auf...

J. Ben-Zwi.

Abraham Josef Baral

Lebenslauf.

Abraham Josef Baral war der einzige Sohn seiner Mutter, die ihre ganze Hoffnung auf ihn setzte. Schon in jungen Jahren bekam er das Rabbinatsdiplom, und man erwartete, daß aus ihm ein großer Thoragelehrter werden würde.

Eines Morgens aber überraschte er seine Mutter und die ganze Stadt mit dem Entschluß, nach Palästina gehen und dort arbeiten zu wollen.

Er wurde Arbeiter in Gedera und gewann sich in kurzer Zeit die Liebe und Anerkennung seiner Genossen. Wohin er nur kam, brachte er einen frischen Lebensstrom mit sich.

Er kaufte sich ein Stück Boden in Gedera und träumte davon, seine Mutter und seine Schwester herüberkommen zu lassen und sich einen Garten voll Mandeln, Orangen und Blumen anzulegen.

Inzwischen ging er aber nach Galiläa und wurde dort Wächter. Auch hier, in Galiläa, wurde er bei seinen neuen Kameraden ebenso schnell beliebt wie in Gedera. Vier Monate war er Wächter in Ssedschera, von wo er vom Komitee des Haschomer nach Jemma geschickt wurde. Die letzte Nacht wollte



man ihn ausruhen lassen, damit er am Morgen auf seinen neuen Posten gehen könne, Baral aber legte sich nicht schlafen.

„Ich will Ssedschera noch eine Nacht als Bakschisch geben“, sagte er lächelnd.

Bis Mitternacht war er ungewöhnlich fröhlich und tanzte mit seinen Kameraden. Dann ging er mit ihnen zusammen auf die Wacht. Die Nacht war finster, der Himmel mit schweren Wolken bedeckt, und dazu herrschte Sturmwind. Die Wächter standen auf ihren Posten bei den Eukalyptusbäumen. Nach anderthalb Stunden vernahm man ein leises Geräusch zwischen den Bäumen. Baral lief sofort als der erste hin, eine Kugel traf ihn, und er stürzte tot nieder.

Eine Freundesträne.

Zweimal sah ich ihn in meinem Leben, und das drittemal — —

Ein stiller, sympathischer Junge mit schwarzen, funkelnden Augen. Unter seinem kleinen chassidischen Hut sahen gelockte Haare und Schläfenlocken hervor. Kurze Hosen mit langem Rock — so sah Abraham Josef Baral aus, oder der Rowner, wie man ihn nannte, als er nach Swihl kam, um Thora zu lernen.

Er war ganze zwölf Jahre alt, aber sein Herz war schon damals unruhig. Als man in der Jeschiwa einen Verein „Malbisch Arumim“ zur Bekleidung armer Jünger der Jeschiwa gründete, war er der Haupttätige. Hatte einer kein Mittagessen, lief der Rowner von Tisch zu Tisch und sammelte Kopeken für den Hungrigen.

Er war außergewöhnlich fromm und betete Wort für Wort aus einem kleinen Warschauer Siddur. Den Gürtel trug er straff um die Lenden. Ins Tauchbad ging er sehr häufig. Kam aber erst der Sabbat, so ging er ganz im Heiligen auf. Nach Sonnenaufgang ging er ins Tauschbad, dann sagte er Psalmen. Den ganzen Tag trug er ein Tuch um den Hals und sprach keine drei profanen Worte.

Aber auch damals schon war er kein Stubenhocker, seine junge Seele drängte hinaus in die Natur. Er ging des Abends an den Ufern des Flusses spazieren oder saß auf den Steinen bei der Jeschiwa und schaute in den klaren Frühlingshimmel. Sowie die Trauerzeit zwischen Peßach und Sch'wuoth vorüber war, badete er ebenso eifrig wie er betete. Er war ein ausgezeichneter Schwimmer.

* * *

Ja, auch damals schon war er kein Stubenhocker. Seine junge Seele sehnte sich nach den südlichen Gouvernements, er aber, Abraham Jossel, stak noch ganz in den wolhynischen Sümpfen. Die Sturmtage der Revolution kamen, wir beide arbeiteten in der Bewegung, er hier, ich da, aber wir hörten so gut wie nichts voneinander.

Es erging uns aber beiden gleich. Wir mußten beide unsere Bestrebungen aufgeben. Die Umstände brachten es mit sich.

Damals traf ich mit ihm in einer großen wolhynischen Stadt zusammen. Ich war schon im heiligen Amt, aber er bereitete sich noch vor, den Platz seines Vaters auszufüllen (der Schächter war).

Er wolllte mir einreden, er sei zufrieden. Die Jahre der Freigeisterei seien schon lange vorüber. Er sei doch schon ein praktischer Mensch geworden, Ernährer einer Familie. Als wir aber von Palästina und der jüdischen Zukunft sprachen, sah ich, daß er mir etwas vorgemacht hatte. Nein, er war unzufrieden, in seinem Herzen nagte ein Wurm...

„Weißt du was" — sagte er einmal zu mir — „ich muß hinübergehen. Du weißt doch, ich war und bin ein allgemeiner Zionist, darin kann ich mich nicht mehr ändern. Nun, ein Zionist muß mit seinen Händen am Bau des Volkes arbeiten... Man darf nicht beiseite stehen, wenn Volksgeschichte geschaffen wird... Meine alte schwache Mutter will ich hinüberbringen, wir wollen auf unserm Besitz, in unserem eigenen Land zusammen leben."

Dann aber überlegte er eine Weile und gab zu: „Nein, meine Mutter da drüben — das geht nicht. Palästina muß ein Land der Jungen, nicht der Alten werden. Meine Familie will ich hier im Golus versorgen, ich muß allein hinübergehen. Ein Soldat darf nicht für seine Familie sorgen, und ich will ein Soldat sein..."

* * *

Und das drittemal?

Als ich nach Palästina kam, fand ich schon Moos auf seinem Grabe irgendwo in Galiläa... Sein Name war damals schon im hebräischen „Jiskor" verewigt. Von einem Kameraden

erfuhr ich, daß seine Mutter nach Palästina gekommen war. Halb irrsinnig läuft die Rowner Schochet-Witwe auf den Straßen Jaffas und Jerusalems herum und sucht ihren einzigen Sohn.

„Er hat doch gesagt, er gehe leben, er gehe das Land erbauen ... nein, Abraham Jossel ist nicht tot ...“

B. Ostrowski.

M. M. Schmueli

M. M. Schmueli oder, mit seinem russischen Namen, Schmuelewitsch, gehörte zu den nicht wenigen Pionieren aus der Intelligenz, die Bücher und Feder mit Pflug und Karst vertauschten, die den Weg zur Erlösung des Volkes in der Selbsterlösung des Einzelnen durch Arbeit in Palästina sahen.

Ein guter und fleißiger Arbeiter, war Schmueli gleichzeitig mit Hingabe und Ernst sozial tätig. Die verwickelten Probleme des jüdischen Arbeiterlebens in Palästina beschäftigten ihn dauernd, und von Zeit zu Zeit sprach er seine Gedanken und Meinungen im „Hapoël-hazaïr" aus unter dem Pseudonym „Mamaschi". Er war auch ein tüchtiges Mitglied der Organisation „Hapoël-hazaïr" und der unparteiischen landwirtschaftlichen Arbeitervereine.

Nicht eine platonische Liebe zu einem fernen Ideal, sondern Lebensdienst und alltägliche Pflicht war ihm der Zionismus.

Welchen Wert hat ein Ideal, das nicht im tagtäglichen Leben verkörpert und verwirklicht wird? Heißt nicht Palästina wollen: in Palästina arbeiten?

Palästina kann jüdisch werden, wenn jüdische Arbeit das Land aufbaut, wiederbelebt, erschafft.

Man muß im Lande arbeiten, wirklich mit den Händen arbeiten. Unaufhörliche, unermüdliche Arbeit in Dorf und Stadt, mit Pflug und Hammer, das ist die allerwichtigste Hauptsache, der fundamentale Befehl dessen, was man Ideal nennt. Und dieser Befehl muß erfüllt werden — sei es auch noch so schwer.

Und Schmueli erfüllte treu den Befehl bis zur letzten Minute.

Er wußte, daß die Arbeit für ihn lebensgefährlich, wußte, daß sein Herz schwach war, daß zu starke physische Anstrengungen dem Herzen einen Schaden antun konnten. Aber ist doch die Arbeit wichtiger als das Leben, die Arbeit Sinn, Grund, Beruf und Ziel des Lebens. Und Schmueli hielt aus.

Sechs Jahre brachte er im Lande zu und arbeitete: mit Hammer und Feile in einer Steinhauerei in Jerusalem, mit Karst und Schneidemesser in den Weingärten und Plantagen Judäas, mit Pflug und Sense auf den Feldern Galiläas. Wo man nur einen neuen Weg jüdischer Arbeit betrat, dort war Schmueli.

Schmueli gehörte zu den jüdischen Arbeitern in Palästina, die wissen, daß der Pionier sich durch keinerlei Störung hindern lassen darf — weil der Störungen sehr viele sind, der Weg sehr schwer und es einen anderen nicht gibt.

Man muß alles überwinden können, angefangen mit sich selbst, dem alten Golus-Ich, und endend mit dem Tod. Man muß bereit sein, ihm, dem Tod, von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten und sich nicht zu fürchten. Schmueli

fürchtete sich nicht und gab seine Arbeit nicht auf, bis sein Herz gesprungen war.

* * *

Als er abends von der Farm nach seiner Wohnung im Motorhause am Ufer des Jordan zurückkehrte, starb Schmueli plötzlich an einem Herzschlag. Es war im sechsten Jahr seiner Arbeit in Palästina, am 28. Ijar 5671, während er in Kinnereth auf Gemüsefeldern arbeitete.

B. G.

Notizen

Manchmal bildet man sich ein: trotz allem gibt es doch Stufe. Ja, wir steigen sogar von Stufe zu Stufe. Manchmal ...

* * *

Zuerst kam man und sagte: Aufklärung. Gewiß war das ein gutes Zeichen. Überall ein Ameisenleben und Ameisenbegriffe; eine Ameisengesellschaft. Alles war Markt oder Klaus, Maklerei oder Rabbinentum, selbst die Thora galt nur als „das beste Geschäft". Ein Jude mußte entweder die Bänke des Lehrhauses drücken oder im Laden sitzen, eine Jüdin richtete ihre Augen nur auf den Heiratsvermittler.

Der faulige Sumpf ließ Sumpfpflanzen aufsteigen — unten unwissende, gedrückte Handwerker, ihnen zur Seite Krämer, Makler, Fromme und Gottesfürchtige, oben reiche Kultuspräsidenten, Thoragelehrte, Volksprediger und Aufpasser aller möglichen Arten und Schattierungen — das ist das Bild des jüdischen Ghetto jener Tage. Die Ameisengesellschaft verteidigte ihre starken Stützen, die in diesem Sumpfe standen und alle die Fäulnis in sich trugen, mit der stumpfen, starren Hartnäckigkeit, die man in jedem derartigen patriarchalischen Milieu findet. Die Quellen des „Reichtums" und die Überfülle der Erwerbsmöglichkeiten bestanden in der Schank- und Steuerpacht. Gelehrte Schwiegersöhne waren teuer. Das Licht der Vernunft, die Freiheit des Gefühls und das

Feuer des Geistes fanden keinen Einlaß in den jüdischen Häusern. Draußen herrschte Nikolaus der Erste und drinnen Erstarrung und Tod.

Da kamen die Aufklärer — laßt uns ihr Andenken immerhin ehren! — und warfen einen Stein in den verfaulten Sumpf. Sie bewiesen die Berechtigung der Arbeit, die Landarbeit inbegriffen, aus der Thora, entschlossen sich auch, Bibelstudium und hebräische Grammatik zu gestatten, predigten, man solle die Landessprache lernen, damit „das Bürgerrecht für die Rose erblühe“. Nebenbei erinnerten sie daran, daß früher einmal der König David die Michal, und Amnon der Hirt die Tamar geliebt hatte. Sie erweckten das Schönheitsgefühl durch ihre lieblichen Redewendungen (die jedenfalls für unsere Talmudjünger lieblicher waren als die bekannten Talmud-debatten, mit denen sie ihr Leben vertrödelten). Dann riefen sie auch zum Streit auf gegen die Heuchler, warfen Licht auf den Talmud, verlangten Verbesserungen, und kümmerten sich um das Volkswohl.

Es versteht sich, daß sie vor der Außenwelt (von der sie freilich nur einen sehr nebelhaften Begriff hatten) sich selbst ganz nichtig fühlten. Aber wie dem auch sei — etwa mit Unrecht? War nicht schließlich draußen, in jener fernen Welt, das 18. Jahrhundert schon vorüber? Dort blühten Naturwissenschaft, Philosophie, Technik, Poesie und alle Herrlichkeiten des Lebens ... Dort draußen standen Schiller und Goethe, Byron und Puschkin, dort draußen gab es alles — und drinnen? Ägyptische Mumien und Talmudschulen ...

Aufklärung — gewiß, das war ein gutes Zeichen: zu seiner Stunde und auf Geschlechter hinaus. Die Anpassungsfähigkeit

— vielleicht das Geheimnis der Existenz der Juden überhaupt — weckte die letzten Lebenskräfte auf, die noch übriggeblieben waren. Aber — ach, ärmlich, sehr ärmlich waren noch die besten Kräfte des Mumienvolkes. Jene neuen Aufklärer hatten schließlich doch zu wenig Tatkraft und einen zu engen Horizont: das naiv Idyllische, ein überschwenglicher Stil waren ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Sie alle waren doch die Kinder ihrer Vorfahren und ihrer Generation. An den Besten unter ihnen fraß, wie gesagt, die Sentimentalität in ihrer ganzen Leere und Schwäche („Sprache", „geläuterter Ausdruck" war ihr Hauptprinzip). Und die Minderwertigen? Die überwiegende Menge unter ihnen? Das waren ängstliche Seelen, Karrierejäger mit leeren Herzen. Der russische Beamte war in ihren Augen das Symbol der Vollkommenheit, Herrlichkeit und Erhabenheit, vor dem sich der Wurm Jakobs im Staube zu wälzen hätte, dessen Handlungen man nachahmte, dessen Gunst zu erringen man sich bemühte. „Der Herr Gouverneur" schrieb mit dem Zittern eines kleinen Lehrers ... wißt ihr wer? Mapu, der Verfasser der „Liebe Zions"! Und wenn solch eine edle jüdische Seele dieser kleinlichen Vorstellung unterlag, die aus Mangel an Einsicht die grobe äußere Wirklichkeit verherrlicht, ist es dann ein Wunder, daß der Polizeiknüppel das Ideal aller Aufklärer jener Generation wurde, von Jizchak Beer Lewinsohn bis auf Jehuda Lejb Gordon ...

„Wozu sollen wir den Juden predigen? ... Predigen wir den Völkern ..." Das ist schließlich der Ausdruck des Geistes der Aufklärergeneration, nicht minder wie es jener beschämende Imperativ ist, den man ihnen nicht vergessen kann

und der einen immer wieder aufbringt: Sei Jude zu Hause und Mensch draußen . . .

Jene Tage waren voller Sturm und neuer Bestrebungen: ein Bienenstock statt des Ameisenhaufens. Dann kamen die achtziger Jahre, die ersten Pogrome und der Beginn der Auswanderung nach Amerika. „Kein Volk und keine Gemeinde", sondern eine verstreute Herde, die überallhin lief, wohin der Wind sie trug . . .

Damals stand eine neue Generation auf und schrieb auf ihr Banner: Nationalismus: Krieg gegen Assimilation und Assimilanten. „Sei Jude zu Hause und Jude draußen." Wir sind nicht seit gestern auf der Welt, viel lernten andere von uns, und noch viel werden wir sie lehren, wenn wir uns nur selbst zu beurteilen wissen und uns auf uns selbst besinnen. Sind wir doch seit 3000 Jahren ein Kulturvolk mit großer historischer Vergangenheit. Und auf der Grundlage dieser Vergangenheit wollen wir unsere nationalen Werte pflegen und ausbauen. Gibt man uns nur nationale Rechte, können wir Großes leisten. Freilich, eine Gegenwart haben wir nicht, aber dank unserer Vergangenheit wird auch unsere Zukunft groß sein. Möge sich nur unsere nationale Gemeinschaft zusammenschließen . . .

Das war eine zweite Stufe, aber noch einmal: Wehe! Denn reicher als an nationalem Banner und nationalen Werken waren jene an Ansichten, Theorien und Definationen. Alle Waffen der Wissenschaft anwenden, um das Volkstum einer Nation zu beweisen, der alle ihre grundlegenden Attribute fehlen — das ist wirklich keine leichte Arbeit! . . . Die Gelehrten disputierten, ob auch ein Volk ohne Land und Sprache

usw. Volk genannt werden könne. Und unterdessen, während man die Beweise suchte und fand, während der Überhebung — trotz allem — mit unserm nationalen Wesen und unserer eigenartigen Geisteskultur ging jenes Volk, unser Volk, dahin, zerbröckelte, assimilierte sich und verblaßte und blieb, wie es war: ohne nationales Kulturleben, ohne Arbeit, ohne Boden unter seinen Füßen . .

Und, wie bekannt, „zog auch viel Mischvolk mit ihnen hinauf": allerlei bloße Lobredner der Vergangenheit, Reaktionäre, Religionsverteidiger und Apologeten des Judentums, und protzten mit ihrer Volksliebe, ihrem Hebräertum, ihren ewigen Idealen, ihrer absoluten Gerechtigkeit, ihrem ethischen Niveau usw. usw. usw.

Und die schwachen Kräfte des Volkes wurden immer schwächer, die materiellen und geistigen Nutzquellen versiegten immer mehr. Die Ausweisungen und Verfolgungen mehrten sich noch immer, die innere Entartung und Fäulnis enthüllte sich immer mehr, und der Krug war nahe am Überlaufen.

Und als sich endlich auch der Irrtum der modernen nationalistischen Ideologie enthüllte, da kam der jüdische Einzelne aus unserer Generation und sprach dies eine Wort aus: Arbeit.

Nicht die lächerliche Sentimentalität und nicht die oberflächliche Aufklärung unserer Voreltern, die sich in bliblischen Phrasen und zuweilen selbst in einer unirdischen, unfruchtbaren „Zionsliebe" ausdrückten, weder die hinkenden nationalen Theorien noch die geistigen Konstruktionen unserer Väter, die sich in Midraschphrasen und manchmal gar in einem spießbürgerlichen, philanthropischenPalästinophilentum aussprachen

— sondern Besserung unseres Zustandes durch jüdische Arbeit. Die jüdische Wirklichkeit wartet auf keine Revolution: sie ist von innen her revolutioniert und vernichtet. Von neuem, von Anfang an muß begonnen werden. Nur die elementare Arbeit verleiht Rechte, nur sie eine Gegenwart. Nicht „sei so" oder „sei anders" — ich, der jüdische Einzelne, bin Mensch in meinem Hause und Mensch, wenn ich hinausziehe gegen den Feind ... Mensch durch meine menschliche Arbeit. Ich brauche nicht in die Welt hinaus, wie die Aufklärer lehrten, denn die ganze große Welt habe ich in mir und forme sie neu. Ich brauche nicht Nationalbewußtsein zu predigen und alles mit Beziehung auf den Nationalismus zu tun, denn mein ganzes Alltagsleben ist tatsächlich nationales Leben.

Einsam sind diese einfachen Einzeljuden, und gezählt. Aber sie existieren. Sie sind neu, eine neue Art unter den Juden ...

Gepriesen sei das sieche, kranke und entartete Volk, daß ihm solche Kinder — und seien es auch nur wenige — in seinem Alter geboren wurden. Hier liegt ein großes Wunder vor, und wer weiß, vielleicht ist unsere Hoffnung in Wahrheit „noch nicht verloren".

* * *

Von allen, denen der „Jiskor" gewidmet ist, kannte ich persönlich nur Baral. Und auch ihn sah ich nur ein einziges Mal.

Es war vor beinahe drei Jahren. Ich verbrachte in Gedera meinen ersten Sabbat in Palästina. Mittags, gleich als ich die Kolonie betrat, sah ich den Ortslehrer den Kindern der Kolonie Bücher austeilen. Zum erstenmal in meinem Leben

fühlte ich, daß es irgendwo auf der Welt ein natürliches Bedürfnis nach unserer armen Literatur gab, daß auch sie Menschen hat (den Lehrer und manche der kleinen, lieben Leser), die durch ein starkes und natürliches Band mit ihr zusammenhängen. Abends, als ich zur Arbeiterherberge kam, traf ich ihn.

Er lag barfuß auf einem Bett und summte irgendein Lied. Er war von hohem Wuchs, schlank und aufrecht. Sein Kinn umgab ein kleiner roter Bart, die Augen waren fröhlich und klar. Sein Anzug war selbstverständlich zerrissen, seine Bewegungen schnell und lustig. Sein Gesichtsausdruck — besseres Menschentum.

Ja, besseres Menschentum. Ich betrachtete ihn von der Seite und dachte: die sind doch schon Menschen. Unsere großen, furchtbaren Fehler, das Unmenschliche an uns: das Unverständnis für das Leben der Natur, das Nomadentum, die häßliche Nervosität und das oberflächliche Verhältnis zu allem, was dem Gefühl entspringt — diese Scharten werden von jenen wenigen ausgewetzt, von jenen Menschen. Wie er so daliegt, sich von seiner Arbeit erholt und sein Lied singt, hat er die Instinkte eines wirklichen Menschen. Mehr Lob ist überflüssig.

Nach einer Stunde aber, als ich ihn oben am Tische sitzen und mit großem Appetit sein Brot und seine Oliven verzehren sah, als ich dann seine Sabbatgesänge hörte und das Lächeln auf seinen Lippen schweben sah, da konnte ich nicht mehr umhin zu fragen: Wer ist dieser junge Mann?

Und man erzählte mir: Er sei aus Wolhynien, aus Rowno, ein sehr sympathischer Junge, der bei allen seinen Kameraden

beliebt sei. Er hätte das Schächterdiplom und sei auch schon zwei Jahre in seinem Städtchen Schächter gewesen, nach dem Tode seines Vaters. Jetzt hätte er das Schächtmesser mit der Jäthacke vertauscht, sei ein ausgezeichneter Chaluz, und Mitglied des „Hapoël-hazaïr". Seine ganze Umgebung habe er mit seinem Lebensgeist erfüllt ...

„Geht, geht!" — unterbrach plötzlich seine Stimme unabsichtlich die Erzählung. Er disputierte mit einem der Tischgenossen: „Für mich ist die Hauptsache: weder kleine Juden, noch Makler, noch Krämer — versteht ihr? — sondern die Ehre des Volks!" — — — — — — — — — — — — — —

Nach kurzer Zeit wurde Abraham Baral Wächter.

* * *

Von den gefallenen Wächtern kannte ich nur Baral, von den Arbeitern aber, die in den Sielen starben, war mir mehrere näher zu kennen vergönnt. Er, Schmueli, einer von jenen, die ich gut kannte, war schon zur Mitarbeit an diesem Sammelbuch aufgefordert worden: er sollte etwas von seinen Erinnerungen an seine gefallenen Genossen mitteilen. Inzwischen aber wurde auch sein Platz heimgesucht — und nun ist er selbst unter denen, deren hier gedacht wird.

Schmueli starb keines gewaltsamen Todes: sein Herz zersprang. Sein Ende bewies, daß sein Herz aus zarterem Stoff war als das anderer. Und doch hatte er nie einen Arzt befragen wollen, damit man ihm nicht zu arbeiten verböte, damit man ihm nicht die Grundlage seines Lebens raubte.

Was ist ein starker Geist? Der einem schwachen Körper Stärke verleiht. Hier wird der Geist auf die Probe gestellt.

Schmuelis Geist bestand die Probe gut. Der schwache Körper sagte: ich bin ein Held — und er wurde ein Held...

Kurz war sein Leben, einige dreißig Jahre, aber fast alles, was den jüdischen Gedanken in den letzten Jahren bewegte, fand einen Widerhall in seiner Seele: Thora, Aufklärung, Chassidismus, Sozialismus — und die letzte Stufe...

Es war an den Zwischenfeiertagen des Ssukothfestes, auf einer der Sitzungen der sechsten Konferenz des „Hapoël-hazaïr". Die Versammelten zerbrachen sich den Kopf über die Kardinalfrage: Wo sind all jene, die vor einigen Jahren herkamen, um in Palästina zu arbeiten? War auch deren Kraft nur Rhetorik gewesen? Warum blieben wir so wenige? Warum ist gerade jetzt, wo der jüdische Arbeiter am meisten gebraucht wird, er am wenigsten zu finden? Wo sind sie, die besten Söhne unseres Volkes? Ist unsere Hoffnung wirklich noch nicht verloren?

Da stand er auf: rasiert und geschoren wie ein Soldat, blond und hager, mit einer einfachen Uniformjacke, überdurchschnittsgroß, mit den Bewegungen eines Menschen, der seine Jahre der Thora gewidmet hat. Auf dem Kopf trug er einen weißen Fellachenturban (im Sinne Zacharias: „Und es wird geschehen am Ende der Tage..." „Nicht ein Prophet bin ich — ich bin ein Landmann") und abgebrochen und stotternd, leise und schamhaft (wie es in Ezechiel heißt: „Und deine Zunge hefte ich an deinen Gaumen"), aber klar, konsequent, und mit höchstem Starrsinn, Amos-artig („Ein Schäfer bin ich und ein Sykomorenzüchter... Du sagst: weissage nicht... Nun höre das Wort Gottes") hielt er einen Kameraden vor:

Wenn ich fünf Gerechte finde — ja selbst wenn ich nur einen finde ... will ich dem ganzen Ort vergeben ... So wurde es Abraham verkündet ... Wir brauchen nicht zu verzagen ... jeder von uns, der seine Arbeit tut ... Es liegt nicht in unserer Macht, das Volk zu retten ... vielleicht will es schon gar nicht mehr erlöst werden ... Vielleicht will es, aber hat keine Kraft dazu ... Jeder von uns „rettet sich selbst". Jeder, der die Stadt verläßt, diese „Gwitter und Stürme, die keinen Regen bringen", jeder der in Palästina arbeitet .. Die Arbeit jedes Einzelnen erlöst uns ... Schafft Boden unter unseren Füßen ... sichert unser Dasein ... Ich meine: jeder Jude ... jeder durch sein eigenes Verdienst ...

Er hatte gesagt: selbst ein Gerechter. Das war natürlich ein Zusatz von ihm: die Genesis fordert nicht weniger als zehn ...

Selbst ein Gerechter ...

Und er war der eine, der eine unter den Einzelnen, ein Mann der Alltagswirklichkeit, der sie und ihre Bedingungen verstand, der davon träumte, in diesem Boden Wurzel zu schlagen und alles um dieser Verwurzelung willen tat. Und zugleich war er gerecht und lauter, rein und zart, stark wie ein Fels, gut und kraftvoll — und alles von innen heraus ...

In der Farm Kinnereth arbeitete der Mann.

* * *

Wir sind Menschen, Sterbliche, keine Kinder der Ewigkeit. Wir leben und sterben unfreiwillig. Vom Unbekannten zum Unbekannten. Wie wir sterben, darin gibt es keine großen Unterschiede, aber wie wir leben ... Möchten wir doch alle

die Stufe erreichen, die Baral und Schmueli, jeder auf seine Weise, mit ihrem Leben errangen.

Und beider Gebeine, wie die Gebeine ihrer übrigen Brüder, liegen in dem kleinen Stück Boden, das wir in Galiläa in unsern Händen haben. Ist er nicht heilig, der Boden Galiläas?

J. Ch. Brenner.

Jecheskel Nissanow

Blätter aus seinem Leben.

Ich kannte ihn noch von meinen Kinderjahren her. Damals war ich ein kleiner Junge, Sohn eines aschkenasischen Juden in der Stadt Temir-chan-schura, in der Provinz Dagestan im Kaukasus. Und er war — Chaskel der Kaukasier. Meine Freunde, die Kinder aschkenasischer Juden, wollten sich nicht mit ihm, dem „wilden Menschen", befreunden, und er pflegte eine Schar kleiner Jungen von den Tataren und Bergjuden um sich zu sammeln und gegen uns Krieg zu führen. Meistens spielten sich die Kämpfe am Sabbat im Stadtgarten ab. Wir pflegten davonzulaufen, wenn er uns aber mit seinem Heer zu fassen bekam, richtete er uns ordentlich zu.

Die Bergjuden leben von den aschkenasischen Juden abgesondert und kommen fast gar nicht mit ihnen in Berührung. Das verdroß Jecheskel. Es zog ihn zu jenem fremden Leben seiner aschkenasischen Brüder, eng war ihm unter den Seinen.

Zu Lebzeiten seines Vaters pflegte er mit ihm wegzugehen, einen Verdienst zu suchen. Sie waren Erdarbeiter und Holzhacker, und damit verdienten sie ihr Brot. Seine Mutter ging als Wäscherin in aschkenasische Häuser arbeiten. Er hatte auch zwei Brüder: einer war Färber, der andere Schneider-



gehilfe. Jecheskel war sehr neidisch auf seinen Bruder, den Schneider. Der aß bei seinem aschkenasischen Meister und bekam von ihm aschkenasische Kleidung. Jecheskel wollte auch Handwerker werden, und oft lief er seinem Vater und seiner Arbeit davon, verbrachte den Tag bei dem Schneider und setzte ihm zu, ihn auch das Handwerk zu lehren. Und glücklich war Jecheskel, als der Schneider ihn endlich in die Lehre nahm.

Er sammelte nun nicht mehr tatarische Jungen um sich, um gegen seine „Feinde" Krieg zu führen. Freund und Bruder wurde er den Schneiderjungen, von denen er ein paar jiddische Worte lernte — bis dahin hatte er gar kein Jiddisch verstanden. Als er etwas herangewachsen war, und sein Bruder Z., der inzwischen ausgelernt hatte, Temir-chan-schura verließ und nach einer größeren Stadt ging, begann auch er von seinen Eltern zu verlangen, sie sollten ihm einen Paß geben. Er wolle in die Welt hinaus und ein Mensch werden ebenso wie sein Bruder. Das war damals eine neue Erscheinung in der patriarchalischen Umwelt der Bergjuden, die alle Kaufleute waren und nur vereinzelt sich mit der Bearbeitung von Fellen beschäftigten — von anderm

Handwerk wußten sie nichts. Jecheskel ging nach P. bei Temir-chan-schura, und wenn er über die Feiertage zu seinen Eltern kam, kehrte er nicht allein zurück, sondern brachte seine Freunde mit sich in die große Stadt.

In der Werkstatt, wo Jecheskel in P. arbeitete, waren viele Arbeiter aus verschiedenen Städten, die sich viel erzählten von dem stürmischen Leben in ihrer Heimat, von der großen Stadt Baku, von ihren Streiks, Demonstrationen und den verschiedenen revolutionären Parteien. Jecheskel interessierte das sehr, nur begriff er es noch nicht so gut, da er wenig Russisch verstand. Damals beschloß er, nach Baku zu gehen, und selbst jenes Leben kennenzulernen — was da auch kommen mochte.

* * *

Nach etwa zwei Jahren begegnete ich Jecheskel in Baku, wo er bereits eine Anzahl Freunde und Bekannte hatte. Er war damals schon Mitglied der sozialdemokratischen Partei, und nicht ein einfaches, zufälliges Mitglied, sondern ein treuer und ergebener Genosse. Er lernte in den Abendkursen Russisch, und den sozialdemokratischen Lehrern gelang es, ihn zu sich herüberzuziehen. Vom jüdischen Leben wußte Jecheskel damals gar nichts, bald aber begann er, die Vorlesungen über jüdische Geschichte zu besuchen, und das weckte in ihm etwas Neues, er fing an, den Agitatoren seiner Partei verschiedene Fragen vorzulegen, und einmal, als er mit mir aus einer großen Versammlung kam — es war in den Zeiten des Dreyfus-Prozesses — sagte mir Jecheskel, er werde am Ende doch aus der Partei austreten müssen, weil sie nicht alle seine Fragen beantworte... Aber noch lange dauerte

es, bis er und ich und noch fünf sozialdemokratische Genossen uns besannen, einsahen, daß wir jüdische Nationalisten waren, und uns der jungen Poale-Zion-Partei anschlossen, die damals in Baku im Entstehen war. Die erste Zeit, wo Jecheskel in die neue Umgebung kam, war er wie jemand, der nach langem Umherirren doch endlich den richtigen Weg gefunden hat. Mit Hingebung lernte er jüdische Geschichte, bald interessierte er sich auch für Palästina. Der Verein bekam von Zeit zu Zeit Nachrichten von dort, und es interessierte uns, zu wissen, wie man dort verdient, wie das Leben dort sich abspielt. Wir lasen Ussischkins „Unser Programm", und das Buch machte einen gewaltigen Eindruck auf uns. Bald war Jecheskel bereit, für drei Jahre dorthin arbeiten zu gehen, wie es „Unser Programm" fordert, und Palästina wurde sein oberstes Verlangen.

In jener Zeit brach in Baku der berühmte Armenierpogrom aus. Damals wohnte ich mit Jecheskel zusammen im Hause eines Armeniers, und vor unseren Augen spielte sich das schreckliche Bild ab. Mehr als einmal richteten die Tataren und Armenier ihre Gewehre auf Jecheskel — sie hielten ihn für einen asiatischen Eingeborenen.

Als der Pogrom vorbei war, ging ich mit Jecheskel in den Gassen herum, und wir sahen die Hunderte Erschlagener. Jecheskel versank in Gedanken, und auf meine Frage, worüber er nachdenke, antwortete er mir: „Sieh, die Armenier und die Tataren haben doch bis jetzt so gut miteinander gelebt ... ich bin doch unter den Tataren aufgewachsen ... und plötzlich ... Der hat keinen Kopf mehr, der keine Hand. Wodurch sind wir davor gesichert, daß auch uns Juden nicht

so etwas passiert? Und — wer weiß, ob bei uns sich Menschen finden werden, die sich verteidigen können wie die Armenier."

Und seitdem erklärte Jecheskel immer wieder, wir dürften nicht unter Fremden wohnen, wir dürften kein Zutrauen mehr zu ihnen haben. „Wo sind" — pflegte er zu sagen — „wo sind alle die, die geschrien haben: Ihr Völker alle, vereinigt euch! Wohin haben sie sich versteckt, als man drei Tage hintereinander ein ganzes Volk auf den Straßen abschlachtete? Wo sind die Tausende von Menschen, die zu ihren Versammlungen kamen, und die man jetzt nicht draußen sieht? Nein, ich glaube nicht mehr an ihre schönen Reden — schöne Reden helfen nichts in Pogromzeiten ... Was den Armeniern passiert ist, kann auch uns Juden treffen."

Und einmal, als er in unsern Verein kam, erfuhr er, daß seine Pogromahnungen sich erfüllt hatten: man erzählte ihm von Kischinew und Homel.

* * *

Danach beschloß Jecheskel mit noch ein paar Kameraden nach Palästina zu gehen. Aber keiner unter ihnen hatte Geld. Die Kameraden rieten zu warten, bis die nötige Summe beisammen wäre, Jecheskel aber sagte zu mir: „Wir beide haben doch eine sichere Arbeit in der Hand; wo wir hinkommen werden, können wir verdienen, was wir zum Leben brauchen; nur fort von hier, so schnell wir können — wie's geht, soll's gehen." Ich folgte ihm, und so kamen wir nach Sebastopol. Die Kameraden begleiteten uns, und wir waren sicher, uns in Palästina wiederzusehen. Eine Anzahl von ihnen nahm sich an Jecheskel ein Beispiel, wir fühlten alle, daß dieser Tag

nicht wie alle Tage war und unser Kamerad Jecheskel nicht den anderen Kameraden glich . . .

In Sebastopol fanden wir Arbeit und fingen bald an zu sparen, obwohl unser Verdienst nicht groß war. Damals begann man in der Stadt von einem Judenpogrom zu sprechen, weil die Juden einen großen Anteil an der revolutionären Bewegung nähmen. Das war kurze Zeit vor dem Aufstande auf dem Schiff „Potemkin". Der „Bund" und die Sozialdemokraten gründeten eine Selbstwehr, in der meistens Juden, aber auch ein paar Christen waren. Dagegen agitierte Jecheskel scharf: „Wir dürfen ihnen keinen Glauben schenken" — sagte er — „in der letzten Minute werden sie uns verraten." Und unser Poale-Zion-Verein, der 15 Mitglieder hatte, gründete eine besondere Selbstwehr von 25 Personen, 22 Männern und 3 Frauen. Wir hatten die besten Gewehre, und da Jecheskel sehr einem Armenier ähnelte und auch ich — nach dem Urteil meiner Freunde — mehr wie ein Christ als ein Jude aussehe, wählte man uns aus, zwischen der russischen Volksmenge umherzugehen und zu hören, was man eigentlich plante. So gingen wir zwischen dem Pogrompöbel umher, sprachen mit ihnen Russisch in armenischer Aussprache und erfuhren, was wir wissen wollten.

Der schlechten Zeiten wegen war wenig Arbeit in Sebastopol, und Jecheskel sah sich gezwungen, nach einer andern Stadt zu gehen. Er ging nach Jalta, und ich blieb in Sebastopol. Jecheskel, der sehr an seinen Freunden hing, schickte mir öfter Briefe, und in jedem fragte er mich, wieviel ich in der Woche verdient und wieviel ich für die Reisekosten gespart

hätte … Einmal bekam ich von ihm einen Brief, den ich noch bis heute aufbewahrt habe; er schreibt dort:

„Teurer Kamerad! Schon drei Monate sind wir aus Baku fort und haben immer noch kein Geld gespart. Wie soll das enden? Heute ist einer von den „Poale-Zion"-Kameraden nach Palästina weggefahren, und ich war so neidisch auf ihn. Wann werden wir endlich dazu kommen? Dieser Tage bekamen die Poale-Zion einen Brief von einem Kameraden, der vor nicht langer Zeit hinübergegangen ist. Er schreibt, er sei sehr zufrieden. Er arbeitet schon in Rischon-le-Zion in einem Weinberg und verdient hinreichend. Bald soll er Wächter in einem Weinberg werden.

Sicher haben auch dort die Juden ihre Sorgen, aber dort sind wir doch in unserer Heimat. O Bruder, wann wird erst die Zeit kommen, wo auch wir dort sein und jüdische Weingärten hüten werden? Er schreibt von dort, daß man ihm bald eine Flinte geben wird. Verstehst du, Bruder, wie frei man dort ist! Jeder hat sein Gewehr! Sicherlich sind doch dort eine Menge Wächter — man wird einen Wächter-Verein gründen können und alle Diebe fassen … Wann werden wir erst genug Geld für die Reisekosten haben, wann werden wir glücklich sein wie jene Weingartenwächter?! Es wundert mich, daß Du so wenig gespart hast; ich verdiene gut, und möchte Dich so gern sehen. Ich sehne mich sehr nach Dir. Dein Kamerad Chaskel."

* * *

In seinem letzten Brief an mich aus Jalta, vor unserer Abfahrt nach Odessa, schreibt Jecheskel:

„Mein Kamerad Zwi, Deinen Brief erhielt ich. Du schreibst, unser Kamerad K—n sei schon in Odessa und warte auf uns, um mit uns zusammen zu fahren. Es scheint, daß unsere Kameraden tun, was in ihren Kräften steht, und noch vor uns in Palästina sein werden. Sehr gut, aber was können wir tun — wir können doch nicht ohne Geld fahren. Und zweitens müssen wir uns doch über die Grenze schmuggeln, während K—n einen Paß hat. Deshalb schreibe ihm die ganze Wahrheit: daß wir noch kein Geld haben und noch nicht fahren können. Ich glaube, in ein paar Wochen werden wir schon die Möglichkeit haben zu fahren. Von dem Wächter in Rischon-le-Zion haben wir öfters Briefe. Er schreibt, dort seien viel Diebe, und wenn dort eine Anzahl der Unseren wäre, könnte man sie alle zusammen aus der Gegend vertreiben. Er schreibt, man brauche dort Menschen, die mit einem Gewehr umgehen können. Ich meine, wir sind die Rechten dazu. Er schreibt weiter, man bekomme dort die besten Gewehre, und nicht teuer, daher braucht man hier keine zu kaufen. Schreibe K—n, daß wir bald kommen werden. Er soll dort Arbeit für uns beschaffen. Kamerad! Ich wundere mich sehr, daß Du schreibst, Du hättest diese Woche sehr wenig gespart. Ich habe ordentlich gespart. Von Deinem Kamerad, der sich sehr nach Dir sehnt, Chaskel."

Als wir nach einigen Wochen nach Odessa kamen, ich aus Sebastopol, er aus Jalta, erkundigten wir uns, ob es möglich wäre, sich auf einem Schiff wegzuschmuggeln, da wir — wie gesagt — keinen Paß hatten. Aber in Odessa herrschte damals der Belagerungszustand, und wir hatten dort keinerlei Bekannte. Immerhin hatte Jecheskel einen Brief aus Jalta

an einen Kameraden in Odessa, und der machte uns mit einem andern bekannt, der uns viel half, aber in bezug auf den „Schiffsschmuggel“ konnte auch er nichts für uns tun. Sitzen und abwarten war unmöglich, weil es schwierig war, während des Belagerungszustandes sich ohne Paß in Odessa aufzuhalten. Jecheskel verlor den Mut nicht. Er machte einen Agenten ausfindig, der es übernahm, uns über die österreichische Grenze zu bringen, und von da — versicherte uns der Agent — wäre es eine Kleinigkeit, nach Palästina zu gelangen. Dort gäbe es eine Gesellschaft, die einen zu halbem Preis nach Palästina brächte. Wir alle, auch unser Odessaer Kamerad, wußten ja nichts von der Sache, und die Agenten redeten und redeten auf uns ein, und zogen uns das Mark aus den Knochen. Ich sagte zu Jecheskel: „Vielleicht ist es für uns besser in Odessa zu bleiben und doch eine Möglichkeit abzuwarten, mit dem Schiff zu fahren, als Agenten in die Hände zu fallen, die ich nicht kenne, die mir aber gleich nicht gefallen haben...“ Aber Jecheskel wollte mir nicht folgen, oder vielmehr — er konnte mir nicht folgen, er lebte schon vollkommen in seiner nahen Zukunft in Palästina, und sah Nacht für Nacht den Wächter aus Rischon-le-Zion im Traum.

Diesen und noch andere Träume erzählte er mir. „Ich habe schon gar keine Geduld mehr, auch nur einen Tag noch hierzubleiben“ — sagte er zu mir — „und du willst, wir sollen Monate lang hier sitzen! Nein und tausendmal nein! Und da keine andere Wahl bleibt — komm, fahren wir durch Galizien!...“

* * *

Und so geschah es. Jecheskel siegte, wir fuhren durch Galizien — aber wie! Das war eine Reise!

Erst hat der Agent uns unser ganzes bißchen Geld abgenommen. Wir hatten verabredet, er sollte uns für 42 Rubel bis Brody bringen, und wir haben ihm das Geld bar auf den Tisch gezahlt, aber als wir an die Grenze kamen, wollten die Unteragenten uns durchaus nicht herüberbringen, wenn wir ihnen das Geld nicht noch einmal bezahlten.

Der Eindruck, den das auf Jecheskel machte, ist unbeschreiblich. „Großer Gott, ist es denn möglich, daß Juden so ihre eigenen Brüder, ihr eigenes Fleisch und Blut, behandeln sollen?!" Er regte sich sehr auf und wollte in die Stadt gehen, die Räuber der jüdischen Gemeinde anzeigen, nur unsere Begleiter hielten ihn davon ab, denn sie fürchteten, vielleicht würde es auf sie zurückfallen — und so konnten die Agenten mit uns anstellen, was ihnen gefiel.

Die meisten unserer Begleiter waren Frauen und Kinder — und die ganze Schar mußten wir hindurchführen durch Höhlen und Dorngestrüpp, durch große und kleine Flüsse. Mehr als einmal mußten wir uns nackt ausziehen und die Gesellschaft auf unserem Rücken tragen. Es lohnte sich, Jecheskel bei dieser Arbeit zu sehen.

Endlich waren wir in Lemberg; ohne einen Heller in der Tasche. Wir fragten nach der Gesellschaft, die einen zum halben Preis nach Palästina befördert — man lachte uns aus. Wir fragten: Wie kommt man von hier nach Palästina? Man antwortete uns: der kürzeste Weg geht über Odessa, und von Lemberg kostet die Reise 50 Gulden pro Kopf...

Das kam uns bitter an, sehr bitter. Selbstverständlich gingen wir auf Arbeit aus, aber damals gab es in Galizien Menschen wie Heu, Massen von Flüchtlingen kamen aus Rußland an, Hunderte von ihnen irrten in jeder Stadt herum. Nicht immer glückte es uns, unser tägliches Brot zu verdienen, besonders, da wir nicht alle Tage Arbeit hatten.

Mit großer Mühe und nach vielen Schwierigkeiten gelang es uns endlich, bis Krakau zu kommen. Hier beschlossen wir zu bleiben, bis wir das zur Reise nach Palästina nötige Geld gesammelt haben würden. Mit Hilfe unserer dortigen poalezionistischen Genossen bekamen wir passende Arbeit, aber noch sieben Monate, sieben schwere, lange Monate gingen vorüber, bis wir das nötige Geld erspart hatten und wegfuhren.

* * *

Das war Jecheskel Nissanows Fahrt von Baku nach Erez Jisrael. Ein ganzes Jahr dauerte seine Reise, ein Jahr, voll von Prüfungen und Heldenphantasien, Phantasien von Arbeit und Wacht im Lande seiner Träume ...

Zwi Becker.

Chaskel.

Es war im Tischri 5668.

Ich wohnte damals in einer der Orangenplantagen, die Jaffa von drei Seiten umgeben, in einem kleinen Zimmer des zweiten Stockwerks.

Ein paar hölzerne Kisten, die an der Wand zusammengerückt waren, dienten als Schreibtisch, Bank und Bücher-

schrank. Eine große arabische Matte bedeckte den Fußboden. Das war die ganze Möblierung.

Es war spät nachts. Ein schwaches Licht aus dem kleinen Hängelämpchen beleuchtete das Zimmer. Auf der Matte mitten in der Stube gruppierten sich in engem Kreis fünf, sechs junge Leute; einige saßen nach orientalischer Art mit untergeschlagenen Füßen, andere lagen ganz oder halb ausgezogen auf der Matte. Alle waren tief versunken in ein Gespräch, niemand bemerkte, wie die Nacht vorübereilte.

Das war die erste Sitzung der Gruppe, aus der sich später der „Haschomer" entwickelte.

Ein seltsames Bild bot die Gruppe dar. Der Leiter schien der Älteste zu sein, der charakteristische Typ eines russischen Revolutionärs: ein großer junger Mensch mit langen, lockigen schwarzen Haaren, rasiertem Schnurrbart und feurigem Blick. Seine Worte, obwohl einfach und ungekünstelt, beherrschten die Versammelten mit merkwürdiger Kraft, mehr als die Worte aber wirkten die Gestalt und das Temperament des jungen Mannes, der schon vor mehr als drei Jahren den Universitätshörsaal mit Karst und Pflug vertauscht hatte. Sein Geist war damit nicht zufrieden und trieb ihn weiter — und so wurde er der Vater eines neuen Gedankens und verwirklichte diesen Gedanken im Leben: er gründete den „Haschomer".

Neben ihm saßen andere. Das waren einfache Arbeiter — Arbeiter von Hause auf. Jeder einzelne aber war eine Welt für sich. Da war ein breitschultriger, knochiger bessarabischer Junge mit einem durchtriebenen Lächeln auf den Lippen. Seine kurzen praktischen Bemerkungen bewiesen angeborenen Scharfsinn und die Fähigkeit, sich schnell in den verwickeltsten

Lagen zurechtzufinden. Da ein ganz anderer Typus: ein kräftig gebauter junger Mann mit blondem Haar, blauen Augen und ungeschickten Bewegungen, ein Sibirier, seiner Abstammung nach von einer Seite aus einer Proselytenfamilie, aber doch ein echter, unverstümmelter Jude. Seine Sätze waren abgebrochen, sein Jiddisch klang wie das eines Nichtjuden, sein Gedanke aber fest und hart wie Stahl. Er wußte nichts von Kompromissen und halben Mitteln.

Von der ganzen Gesellschaft mischte sich nur einer wenig ins Gespräch. Das war ein kleiner, magerer junger Mensch mit pechschwarzen Augen und einem Adlerblick. Er saß still, ein wenig abseits, und hörte aufmerksam allem zu, was hier vorgebracht wurde. Vielleicht schien es ihm überflüssig, von dem zu reden, was er jahrelang im Herzen geträumt hatte, vielleicht langweilte ihn das Reden überhaupt. Sein Temperament, das nach Taten dürstete, war zu lebhaft dafür. Wenn er selber aber auch die ganze Zeit schwieg, redete doch das kaukasische Feuer in seinen Augen und enthüllte, was in seiner Seele verborgen lag.

Das war Jecheskel Nissanow, oder wie wir ihn unter uns einfach nannten: Chaskel.

* * *

Schon vor bald zwei Jahren war er aus den kaukasischen Bergen zu uns gekommen. Von Haifa, wo er ankam, ging er mit einer ganzen Gruppe, mit der zusammen er gekommen war, nach Sichron-Jakob, wo er mit der Landarbeit anfing.

Sein unruhiger Geist und sein feuriges Temperament ließen ihn aber nicht bei der Landarbeit bleiben. Der Gedanke

der jüdischen Wacht ließ ihm keine Ruhe, und er wurde einer der Gründer des „Haschomer".

Als er von der Jaffaer Versammlung nach Sichron-Jakob zurückkam, beschloß Chaskel nach Galiläa zu gehen. Dort, in einer der Farmen Galiläas, erfüllte sich der Traum seines Lebens: jüdische Wacht wurde Wirklichkeit, und einer der ersten jüdischen Wächter in Untergaliläa war Jecheskel Nissanow.

Der Wacht gab sich Chaskel mit seinem ganzen Leben hin, mit dem ganzen Feuer seiner östlichen Seele. Er war Führer und Soldat zugleich. Keine Arbeit war ihm zu schwer: neue Wachtstellen übernehmen, neuen Boden bearbeiten, die größten Gefahren bestehen. Chaskels Mut und Unerschrockenheit waren vorbildlich. Er sprach wenig, dafür aber waren bei ihm Wort und Tat nicht getrennt: er war der Mann der Tat.

Peßach 5669 traf ich Chaskel in Galiläa. Wir gingen von der Kolonie Jawneel (Jemma) nach Ssedschera, zusammen mit einigen Kameraden und Kameradinnen. Als wir gerade bei dem arabischen Dorf Sarona vorüberkamen, begann ein Schlagregen; es war der Malkosch oder Spätregen. Um uns war eine offene Gegend; nackte Felsen mit wenig Bäumen, Häuser oder Hütten waren nicht zu sehen, nirgends ein Unterkommen. Wir hatten keine Wahl: wir mußten weitergehen. Wir waren schon vollkommen durchnäßt. Da erblickten wir von weitem die steinernen Häuschen des Tscherkessendorfes Kafr-Kenna. Ich wollte schon ins Dorf einlenken, mich etwas vom Regen trocknen. Da kam aber Jecheskel kräftig dazwischen. Was ist denn? Er schweigt. Schließlich ergibt sich: Sein Bruder hatte vor nicht langer Zeit einen Zusammenstoß

mit Tscherkessen gehabt und dabei einem von ihnen die Flinte abgenommen, ebendieselbe Flinte, die er, Chaskel, nun auf der Schulter trug. Hätten die Tscherkessen ihre Flinte bei uns gesehen, hätte es natürlich an Weiterungen nicht gefehlt ...

Durchweicht und durchnäßt setzten wir unseren Weg fort und machten um das Tscherkessendorf einen großen Bogen.

* * *

Seine letzten Lebenstage verbrachte Chaskel in Merchawja, wo er sich an der Bearbeitung des neuen Bodens beteiligte. Einmal fuhr er mit einem anderen Kameraden zusammen auf einem mit Mauleseln bespannten Wagen nach Jemma. Der Weg führt an dem arabischen Dorf Sarona vorbei, das auf einem Berg liegt. Von da führt der Weg in die Kolonie hinunter und windet sich zickzackförmig wie eine Schlange an der Seite des Berges hin. Eine steile, senkrechte Felsenwand erhebt sich an der einen Seite, an der andern lauert ein tiefer Abgrund. Ein falscher Tritt, ein Seitensprung des Maultiers, und der Wagen mit den Passagieren stürzt in den Abgrund.

Die Räuber sahen das von dem arabischen Dorf aus. Unbemerkt stiegen sie herunter und schnitten den Weg ab. An einer Biegung des Weges sprangen sie plötzlich hervor und richteten ihre Gewehre aus Jecheskel. Die erschreckten Maultiere scheuten, hätten den Wagen fast umgeworfen und blieben auf einmal stehen. Die arabischen Banditen verlangten die Maultiere und das Gewehr.

Diese Forderung allein war für Chaskel schon eine Beleidigung. Kam es einmal vor, daß einem Kolonisten ein Stück Vieh geraubt wurde, so hatte ihm Jecheskel immer

vorgeworfen: „Du lebst noch — und das Vieh ist fort! Schämen sollst du dich!“

Mit einem verachtungsvollen Fluch antwortete Chaskel auf die Forderung. Er zog seinen Revolver und befahl seinem Kameraden N., die Maultiere mit allen Kräften anzutreiben. Einen Augenblick lang waren die Araber von dem unerwarteten Widerstand überrascht und zogen sich zurück. In der nächsten Minute kamen sie aber zurück und fingen zu schießen an. Chaskel konnte nur ein oder zweimal antworten. Eine Kugel traf ihn gleich in den Kopf und zerschlug seinen Schädel. Er fiel augenblicklich auf den Wagen nieder. Inzwischen hatte N. mit allen Kräften die Maultiere angetrieben und bemerkte gar nicht, wie Chaskels Hand sich zwischen Wagen und Rädern verwickelte.

Wie toll rasten die Maultiere bergab nach Beth-San. Schon nach wenigen Minuten war der Wagen in der kleinen Kolonie. Erst jetzt sah sich Kamerad N. um und sah, daß Jecheskel Nissanow tot war.

* * *

Als Chaskels Mutter von dem Unglück erfuhr, ging die alte stolze kaukasische Jüdin schweigend zur Leiche ihres Sohnes. Sie jammerte und weinte nicht. Totenstille herrschte überall.

„Hat er sich an seinen Mördern gerächt?“ war ihre einzige Frage.

Man erzählte ihr, Chaskel habe vor seinem Tode auf seine Mörder geschossen und einen von ihnen schwer verwundet.

Ein grelles Feuer flammte in ihren Augen auf, und ihre Lippen flüsterten leise: „Gott sei Dank.“

Awner.

Jizchak Achduti

Erinnerungen.

Es war damals eine lebendige, bewegte und stimmungsvolle Zeit. Die Parteikonferenz von Peßach 5670 beschloß mit der Herausgabe unserer Zeitschrift „Ha-achduth" („die Einigkeit"), des ersten sozialistischen Organs in Palästina, zu beginnen, und zwar in Jerusalem und in hebräischer Sprache. Man träumte von ausgedehnter Kulturarbeit. Geld war wenig da, Arbeitslust viel, und wir gingen schon an die letzten Vorbereitungen vor dem Erscheinen der Zeitschrift. Wir gründeten eine Druckerei, die sie sicherstellen und nebenbei eine wirtschaftliche Position der Jerusalemer Arbeiter werden sollte. Der Gedanke war, in der Druckerei einige der besseren Arbeitertypen aus dem alten Jischuw zu konzentrieren, ihnen unsere Ideale nahezubringen, und dadurch zu den breiteren, beiseite stehenden Arbeitermassen Zutritt zu erlangen. Klein war unsere Druckerei: einige Pud Schrift und ein Kasten. In einem kleinen halbdunkeln Zimmer bei einem Genossen in der Nachbarschaft ordneten wir den Druck an und stellten fürs erste einen fremden Arbeiter ein.

Jizchak — so hieß der Arbeiter — machte in den ersten Tagen einen seltsamen Eindruck auf mich. Ein magerer,



16jähriger Junge, ein richtiger Jerusalemer, ein wenig nach der alten Art gekleidet: langer Rock, auf dem Kopf ein Käppchen, und unter der Weste ein Arbakanfes. Aber ein paar Augen hatte er: scharf, schwarz und funkelnd, mit listig-mutwilligem Ausdruck. Es schien, als ob er einen ironisch ansähe und sich über einen lustig machte. Zugleich blickte er aber so fröhlich einher, daß man ihm sofort gut sein mußte. Er sah unserer Gesellschaft von der Seite zu. Er selbst war in einer ganz anderen Atmosphäre „patriarchalischer" Arbeitsverhältnisse in den Jerusalemer Druckereien aufgewachsen, ohne feste Arbeitszeit, ohne sichern Lohn und ohne irgendwelches Interesse am gedruckten Wort. Er sah uns neugierig zu, schweigsam, mit einem lächelnden Blick.

Die Arbeit nahm uns ganz in Anspruch: sie ließ sich so leicht, frei, singend erledigen, und Jizchak mit seiner unmittelbaren, aufrichtigen Frische und Fröhlichkeit zog es zu uns. In seiner bisherigen Umgebung war ihm kalt und unwohl, und er gab sich an den neuen Lebensstrom hin. Verschwunden war der Arbakanfes, frei das schwarze Haupthaar, er ging in Versammlungen und wurde ein „Unsriger". Die Druckerei war

schon in größere Räumlichkeiten übersiedelt, es arbeiteten schon mehrere Arbeiter und Jizchak wuchs mit der Arbeit. Er wirkte in seinem alten Milieu: seine früheren Kameraden wunderten sich über ihn und zeigten Interesse für seine neuen Kameraden. In einer Druckerei brach ein Streik aus. Der Unternehmer wollte seinen Arbeitern den Besuch des „Beth-Am" und des Arbeiterklubs verbieten, die Arbeiter protestierten, legten die Arbeit nieder. Man mußte sie organisieren, ihre Angehörigen unterstützen, ihnen Arbeit verschaffen und die öffentliche Meinung interessieren. Unsere Druckerei nützte uns sehr; die Streikenden bekamen dort Arbeit, man erließ Aufrufe. Jizchak warf sich mit seinem ganzen heißen Temperament auf die Sache und brachte Munterkeit und Frische hinein.

Er tat alles, was nötig ist, nur reden tat er wenig. Sein Blick war schon ernster, und doch steckte noch viel Ausgelassenheit darin. Er las viel, hörte auf alles, interessierte sich für die Zeitung, sie war ihm sein eigen geworden. Die Zeitschrift erschien schon wöchentlich, und Jizchak arbeitete angestrengt, damit sie pünktlich herauskam. War er in der Druckerei fertig, so lief er zum Buchbinder und danach half er sie verbreiten.

Chanukka kam. Es war bei uns schon jahrelang Sitte, bei einem unserer Genossen in Giw'ath-Schaul — einer Gemüsekolonie, eine Wegstunde von Jerusalem — Chanukka-„Lattkes" zu machen. Zum Fest soll das neue Heft der „Achduth" erscheinen, das erste Chanukka-Heft. Man arbeitete nachts, stellte noch einen Arbeiter ein. Man hetzt sich ab, die Nacht bricht herein, das Heft ist schon in der Presse, und die Genossen nach Giw'ath-Schaul. Ich bleibe da, auf die Nummer warten. Jizchak ist auch bei mir. „Geh, ruh dich aus!" Nichts davon!

Wir packen die frischen, nach Farbe und Druckerschwärze riechenden Bogen und gehen schnell zum Buchbinder. Wir steigen in die Altstadt herunter, springen über viele Treppen, die in die schmalen, schmutzigen, mit Schutt bedeckten Straßen führen, und gehen zum Buchbinder. Die Arbeiter sind schon weg, es ist zu spät, erst morgen in der Frühe! Erfreulich! Man muß aber doch wenigstens eine kleine Anzahl Hefte sofort fertigmachen. Da wir keine Wahl haben, gehen wir also ohne Zögern an die Arbeit. Ohne Rock und mit aufgekrempelten Ärmeln. Bei Jizchak geht die Arbeit, als wenn er Feuer unter den Händen hätte. Er falzt die Bogen, legt sie in den Umschlag, heftet sie auf der Maschine und beschneidet die Ränder. Dazwischen Scherze und Gelächter. Fertig! Wir haben die Nummern und eilen nach Giw'ath-Schaul. Zuerst steigen wir immer höher und höher und laufen schwitzend. Da sind schon die letzten Häuser der Stadt, das Altersheim, das Irrenhaus — eine weite Welt öffnet sich. Warm und klar ist die Chanukka-Nacht in Jerusalem. Tiefblau ist der Himmel über unsern Häuptern, daran Millionen hellfunkelnder Sterne. Auf den Bergen der Umgegend und unten in den Tälern zeigen sich und winken Feuer. Ein frischer Wind weht. Wir halten an: unten im Tal liegt Giw'ath-Schaul. Ein Haus ist heller. Dort ist unsere Gesellschaft, die uns erwartet. Ich werfe einen Blick auf Jizchak. Er hat sich verändert, seine Augen strahlen vor Entzücken und Freude: und doch das Heft gebracht! Es ist seine Arbeit, fürwahr!

Von unten klingt Gesang herauf. Wir werfen einen Blick in die Umgegend; alles schön und festlich. Wir springen von Fels zu Fels, ins Zimmer herein, die Zeitung in der Hand. Ein

starkes, munteres „Hedad“ begrüßt uns. „L'chajim“! Man nimmt einen Schnaps, Hand auf die Schulter, ein Gesang, und die Gesellschaft tanzt in der Runde. Jizchak ist aus dem Häuschen! Nicht mehr zurückhaltend und schweigsam, singt und tanzt er, und wir erleben etwas Neues an ihm. Seit wann hat ein Jerusalemer Junge soviel Lebenslust, soviel Frische und Munterkeit!

Anderthalb Jahre vergingen. Die Luft war schwül. Die Redaktion der „Achduth“ bekam Telegramme, eins immer drückender als das andere. In Ssedschera ein Wächter getötet, eine Scheune in Brand gesteckt, ein jüdischer Reiter überfallen, in Beth-San eine Scheune anzustecken versucht, in Merchawja unruhig. Ein Gefühl von Verdruß und Erbitterung wächst und zieht das Herz nach Galiläa, näher: zur Gefahr. Nicht von weitem zusehen, nicht die jüdischen Felder verwaisen lassen ... Die Stadtluft erstickt einen, die Arbeit fällt einem aus der Hand. Dort in Galiläa wird jüdisches Blut vergossen, und die Reihen werden gelichtet. Der Genosse Josef, der in der Druckerei arbeitet, erklärt, er gehe nach Galiläa, um Wächter zu werden. Jizchak schweigt, aber sein mattes Gesicht wird noch dunkler und das Feuer in seinen Augen stärker. Zwei Tage gehen vorüber. Josef ist schon reisefertig, da plötzlich — Jizchak fährt auch. Die Mutter will es nicht erlauben, sie hat Angst. In einer solchen Zeit! Wer weiß, was die Stunde bringt. Jizchak aber besteht darauf, er könne jetzt nicht mehr in der Stadt bleiben, er wolle in Galiläa sein.

Wir fahren zur Bahn. — „Nun, was soll man tun“ — wendet er sich zu mir — „ich will mir einen Namen beilegen und kann keinen finden.“ — „Du hast dir doch aber schon den Namen Ben-

Schifra gegeben?" — „Das bedeutet nichts, ich will einen Namen haben, der mir eine Erinnerung an die letzte Zeit bleibt, an meine Arbeit mit euch." Ich schlage ihm den Namen „Achduti" vor, der an die Druckerei, die Zeitung, die Solidarität der Arbeiter erinnert. Ja, das gefällt ihm. Die Glocke erklingt, der Zug setzt sich in Bewegung, langsam, langsam, wie eine Schlange, dreht sich zur Seite, der letzte Wagen verschwindet, und Jizchak Achduti ist auf dem Wege nach Galiläa.

Er war noch jung. So ging er in die Arbeitergenossenschaft nach Merchawja. Nach einem Jahr traf es sich, daß ich dort war. Abends, schon nach der Arbeit, sitzen wir in der Küche um die langen Tische und unterhalten uns über Dinge und Erscheinungen des Arbeiterlebens. Einer brummt eine Melodie, ein anderer schlägt mit den Füßen den Takt dazu. Ich suche Jizchak, der erst spät vom Felde heimgekommen ist. Ich erkenne ihn fast nicht wieder. Höher geworden, breitschultriger, eine stärkere Brust, männlicher, verbrannter. Er ist der Liebling der Genossenschaft. Hier in Merchawja wurde er auch offizielles Parteimitglied. Er möchte gern nach Jerusalem, die andern Arbeiter vom alten Jischuw sehen, sie für das neue dörfische Leben interessieren. Er fühlt sich gut, die Arbeit stärkt ihn körperlich und geistig. Wir sollten bewußte, ernste Kameraden herschicken, es sei hier viel zu tun und zu wirken. Schon war keine Spur von dem ehemaligen Setzer mehr in ihm, er war ein neuer Mensch, eigentlich begann er erst jetzt zu leben.

Der „erste Mai" in Jerusalem. Versammlungen bei den Jemeniten, bei den Aschkenasim, ein großes Massenmeeting unter freiem Himmel. Es redet sich in Jerusalem gut von der

neuen Welt der Arbeit und Freiheit. Hell, mit Mondschein übergossen, ist die Nacht, klar und frisch die Luft. Das Wort Sozialismus klingt so stolz auf Hebräisch, und das Publikum hört und gafft. Nach den Reden erklingen revolutionäre Arbeiterlieder, es erwacht ein starkes Gefühl von Arbeit und Schaffen, die Freude wächst — das ist eine Mainacht in Jerusalem. Schließlich ein Tanz: alle fassen sich an und verflechten sich, eine Menschenwelle bewegt sich, die Töne werden lauter, die Beine schneller, die Gesichter strahlen vor Freude, das alte Jerusalem ist erneut — neue Menschen, neue Lieder, neue Zeiten — eine neue Welt ist im Entstehen. In Jaffa hebt sich der Maifeiertag noch mehr heraus. Dort gibt es mehr Arbeiter, man ist im eigenen Arbeiterklub, und die allgemeine Poale-Zion-Bewegung schickt Gastvertreter. Die Solidarität der jüdischen Arbeiterklasse ist konkreter, ihre revolutionären Aufgaben in der ganzen Welt klarer.

Plötzlich ein Telegramm aus Galiläa: Jizchak Achduti ist tot. Als er den ersten Wagen mit Getreide von der ersten Ernte in der ersten Arbeitergenossenschaft im ersten jüdischen Dorf der Ebene Jesreel heimfuhr und die Maultiere bergab gingen, stürzte er auf den Weg, und die Maultiere mit dem schwerbeladenen Wagen überfuhren ihn. Sein Blut färbte das geschnittene jüdische Getreide.

Gelebt, gearbeitet, gestorben — die Arbeit muß fortgesetzt werden. Seine Kameraden aus Jerusalem neiden ihm sein Leben, verlassen die finsteren, schmutzigen Gassen, die Stadt, und gehen nach Galiläa.

Ich bin wieder in Merchawja, besuche Jizchaks Kameraden, ...ge auf den „Kleinen Hermon". Bald hat der jüdische Boden

ein Ende. Ich steige höher und höher. Vor mir öffnet und breitet sich die Ebene Jesreel aus. Die Berge, die sie umgeben, rücken in die Ferne. Ein grünes, blühendes Feld ... Über mir ist ein Stein zu sehen, schon bin ich bei ihm: „Hier liegt begraben Jizchak Achduti." ... Das erste jüdische Grab in der Ebene Jesreel. Merchawja hat von jetzt ab einen eigenen Friedhof, nun wird es dort heimatlicher werden; man wird mit größerem Eifer arbeiten, das vergossene Blut wird keine Ruhe lassen, und die Hand wird sicherer sein.

Serubawel.

Zwischen Ähren.

Die Nacht war sommerlich und sternenhell. Oben schwamm der helle Vollmond und schien auf die breiten Felder von Merchawja. Ein kühler Wind wehte und bog die vollen Ähren. In der Luft lag ein angenehmer Duft von vollen reifen Ähren, die sich hoch übers Feld erhoben und schon zur Erde zu neigen begannen.

Es war einige Tage vor der Mahd.

Auf einem kleinen Pfade neben einem Merchawjaer Arbeiterhaus ging ich mit Jizchak umher, und wir unterhielten uns, gedachten vergangener Tage.

Schon seit einigen Stunden war Nacht, und die kleine Arbeiterschaft von Merchawja ruhte schon lange nach dem heißen, schweren Arbeitstag.

„Nun, Jizchak, wie geht es dir hier in Merchawja?"

Aber Jizchak antwortete nicht, er lächelte nur zufrieden. Wir gingen weiter, das Gespräch führte uns weit weg.

Ich sehe ihn, Jizchak, noch in jenen engen schmutzigen Straßen Jerusalems; traurig, betrübt schweift er in der Altstadt umher und sucht Arbeit — in Jerusalem schwer zu finden. Er aber findet welche, er arbeitet in einer finsteren schmutzigen Druckerei. Die stickige Luft vergiftet seinen jungen Körper und tiefe Trauer beherrscht ihn. Aber da — neue Kameraden, neue Lieder, der Ruf nach freiem, gesundem Leben auf der heimatlichen Erde. Und Jizchak bedenkt sich nicht lange. Es zieht ihn, das junge Kind der alten Stadt, heraus aus den schmalen Gassen, hinaus in die freie Natur. Er ist doch noch so jung und munter. Ist denn sein Platz nicht dort, zwischen den Feldern?

Ich öffne meine Augen — Jizchak zwischen den Ähren von Merchawja …

Der Mond hing schon niedrig am Horizont. Wie der schöne Kinnerethsee lag die Ebene Jesreel da ausgebreitet und rauschte still mit ihren vollen Ähren. Jizchak aber geriet in Begeisterung — längst nicht mehr der Jizchak aus Jerusalem.

„Verstehst du, Freund, es ist mir nicht so leicht geworden, mich hereinzufinden. Schwer war es; die Arbeit schwer und keine bekannte Seele. Die Hitze war groß — und ich kam doch aus der Stadt, all dem fremd. Wann habe ich in den stickigen Druckereien Jerusalems die Sonne gesehen? Aber ich gewöhnte mich daran. Ich verband mich mit der Erde, und die Arbeit wurde mir leicht, ich spürte die Sonne und gewann die Hitze lieb. Ich bin schon ein Bürger, ein Eingesessener in der Ebene Jesreel geworden. Und wenn Schwierigkeiten kommen, habe ich einen großen und heiligen Trost: Dies alles ist unser.“

Jizchak fuhr, auf die Gegend weisend, mit der Hand in der Luft umher. Das Feuer in seinen schwarzen Augen brannte noch heller.

— „Und wohl war mir wie niemals vorher. Ich fühlte, ich kann das, wonach ich mich so gesehnt habe. — Aber mit einemmal wurde das anders. Das war in einer unserer Winternächte. Draußen regnete es, wir saßen — etliche junge Arbeiter — in meinem kleinen Zimmer auf der Matte. Wir sprachen von der Arbeit, vom Leben, aber da geriet der Galizianer David in Feuer. Was wißt ihr, was wißt ihr von Arbeit? Wartet bis die Ernte kommt und die Scheune mit unserem Getreide gefüllt sein wird — dann erst werdet ihr fühlen, was unsere Arbeit bedeutet. Der Galizianer David sprach noch lange und erzählte von der Ernte. Alle Kameraden hörten aufmerksam zu und seitdem, lieber Freund, läßt es mir keine Ruhe. Möchte doch die Ernte erst kommen, möchte sie doch nur kommen! Noch einige Tage und sie wird da sein."

Jizchak hob seine schwarzen Augen von den Ähren auf und sah mich mit seinem jungen durchdringenden Blick an.

— „Bleib hier, bleib hier bei uns bis zur Ernte, zur ersten jüdischen Ernte in der Ebene Jesreel, in unserm Merchawja. Früh mit dem Morgenstern will ich an die Arbeit gehen, und wenn wir alle zusammen den großen Wagen mit Getreide beladen haben — dann will ich oben herauf, will die Zügel in die Hände nehmen und unsern ersten Getreidewagen in die Scheuer fahren."

Wir gingen noch lange auf dem Pfad hinter dem Arbeiterhäuschen herum. Einigemal begegnete uns Melrke der Feld-

wächter und ritt langsam, Schritt für Schritt auf seinem hohen, stolzen Vollblüter vorbei.

Jizchak sprach nun nicht mehr. Es war schon spät nachts, der Mond schon lange untergegangen. Über der Ebene hing Finsternis. Wir legten uns beide aufs Dach schlafen. Ich schlief noch lange nicht ein. In meiner Phantasie kreuzten sich verschiedene Bilder. Jizchak aber schlief schnell ein. Das Rauschen der Ähren wiegte ihn in Schlaf . . .

* * *

Schnell wie der Jordan zwischen den Bergen, vergeht dem galiläischen Arbeiter die Zeit. Mit dem Karst, dem Pflug vertreibt man sie sich dort. Die paar Tage gingen schnell vorüber, die Ernte kam.

Jizchak führte seinen Plan aus. Frühmorgens machte er sich an die Arbeit, und als der erste Wagen beladen war, kletterte er auf den Gipfel des Getreideberges, nahm die Zügel in die Hand und lenkte den ersten jüdischen Getreidewagen in der Ebene Jesreel.

Aber der Wagen stürzte, und dort, unter dem großen Haufen Getreide, nahm Jizchak auf ewig von seinen Träumen Abschied.

Awtalion.

Meïr Chasanowitsch

Biographische Notiz.

Der Liebling seiner Wächterkameraden, einer der fähigsten, hingebungsvollsten Arbeiter und einer der besten Reiter und Schützen Palästinas war der früh gefallene Meïr Chasanowitsch.

In einer ärmlichen Judengasse in Minsk verbrachte Meïr seine ersten Kinderjahre. Schon im Cheder und der Talmud-Thora, wo er einige Jahre lernte, war er der Liebling seiner jungen Kameraden, der Chederschüler. Er war die Seele aller Spiele und Streiche. Minje die Witwe oder Minje die Zigarettenmacherin, wie man Meïrs Mutter nannte, war stolz auf ihren wohlgeratenen Sohn, der bei allen so beliebt war. Alle seine Bekannten wurden sehr traurig, als plötzlich eine Frau aus Baku kam und Meïr mit sich nahm, um ihn in einer dortigen Schneiderwerkstatt in die Lehre zu geben.

In Baku wuchs Meïr auf und lernte die zionistische Bewegung kennen. Er gab sein ganzes Herz an das Ideal hin. Er wurde schnell wegen seines Mutes, seiner Liebe und Ergebenheit für die Bewegung unter der zionistischen Jugend bekannt. Ein zionistischer Jugendverein wurde gegründet, in dem Meïr bald der lebendige Mittelpunkt wurde. Meïrs Name



wurde dort so oft genannt, als wenn er der Gründer und Führer des Vereins wäre. Ein Jugendfreund von ihm, der in seinen Kinderjahren mit ihm zusammen in Minsk er-

zogen worden war und auch jene Bakuer Jahre mit ihm verbrachte, P. Tunik aus Cincinnati, schreibt in einem Briefe über ihn:

„Für die, die wußten, was für ein ‚Redner‘ und ‚Agitator‘ Meïr war, ist es unglaublich, wie ein solcher Verein unter seinem Einfluß gegründet werden konnte. Meïr selber hätte das nicht geglaubt. Aber wer gesehen hat, wie vielen Meïr als Vorbild diente, versteht das. Denn Meïr gehörte zu jener Menschenart, die für ihre Ideale nicht redet und agitiert, in deren Anwesenheit aber man vom größten Enthusiasmus hingerissen wird. Es genügte schon Meïr darüber sprechen zu hören, was er in Palästina machen werde. Wie er dort ein arabisches Pferd und eine Flinte kaufen und gegen die Feinde der Siedlung vorgehen werde. Sein Gesicht strahlte dann vor Gläubigkeit und Mut. Sprach er, so lächelte er immer sein eigenartiges Lächeln und dabei schaute er einen so herzlich an, als ob er einem seine Seele schenken wollte ...“

Meïr begeisterte seine Kameraden nicht nur durch seine Träume und seinen tiefen leidenschaftlichen Idealismus, sondern auch durch seine mutigen Taten.

Es war in den Freiheitstagen. Wie alle anderen russischen Städte feierte damals auch Baku den Sieg der Revolution. Die Stadt war fast wahnsinnig vor Freude: alle Häuser versanken in roten Fahnen, revolutionäre Lieder erklangen auf den Straßen, endlose Demonstrationen fanden Tag und Nacht statt. Mit einemmal aber wurde am dritten Tage die Freude zerstört. Soldaten fingen an auf die Leute zu schießen, die Polizei zerriß die roten Fahnen, und die Stadt wurde von Schrecken befallen. Hintereinander kamen Nach-

richten von den fürchterlichen Pogromen an. Patriotische Prozessionen des russischen und tatarischen Pöbels mit Bildern des persischen Schahs und des russischen Zaren riefen eine Panik in der Stadt hervor. Juden und Armenier bereiteten sich auf einen Pogrom vor. Die Armenier bereiteten sich vor, indem sie sich bewaffneten. Die Juden veranstalteten auch Versammlungen und sprachen von Selbstwehr, es kam aber fast gar nichts dabei heraus. Keine Gewehre und keine Menschen, die mit Gewehren umzugehen verstehen. Nur eine kleine Gruppe organisierte sich und verschaffte sich Gewehre, unter ihnen war Meïr. Endlich brachen die Unruhen aus; unter den Juden entstand eine Verwirrung, man begann nach Hause zu laufen. Da ging Meïr in hohen Stiefeln, schwarzer Joppe und hoher Pelzmütze mit einem Revolver in der Hand ins Judenviertel und führte die erschrockenen Juden nach Hause, bereit, seine wehrlosen Brüder mit seinem Leben zu beschützen.

Lange Zeit hing die Furcht über der Stadt. Alles erwartete einen Judenpogrom. Die angesehenen Leute beriefen eine Versammlung nach der Synagoge, um zu überlegen, was zu tun sei. Als das Publikum — meistens junge Leute — sich in der Synagoge versammelt hatte und man sich nach den Einberufern der Versammlung umsah, war niemand da. Es zeigte sich, daß die Herren sich im Hause eines reichen Juden besonders berieten. Meïr ging sofort mit einer Gruppe junger Leute hin. Man wollte sie nicht hereinlassen, Meïr verschaffte sich aber gewaltsam Eingang und schleuderte ihnen einen verächtlichen Protest ins Gesicht. Er endete: „Ihr habt euch hier versammelt, um den Gouverneur zu bestechen, daß er euch beschütze, um die armen Juden schert ihr euch nicht.

Gut! Gebt uns nur Geld zu Gewehren, dann wollen wir die schon allein verteidigen, und ihr könnt euch unter der Schürze des Gouverneurs verstecken."

* * *

Die Ereignisse in Baku waren für Meïr nur eine einzelne, zufällige Episode. Er träumte davon, sein ganzes Leben in einen ununterbrochenen Akt nationaler Selbstverteidigung zu verwandeln, und das nicht in der Fremde, sondern in der Heimat, in der fern-nahen Heimat der Zukunft. Und er verwirklichte seinen Lebenstraum.

Im selben Jahre, 5666, ging er nach Palästina. Er arbeitete in Judäa und Galiläa, und der Schneider aus Baku wurde einer der besten Landarbeiter in den jüdischen Kolonien Palästinas. Aber Meïr gab sich mit der bloßen Arbeit nicht zufrieden — er wurde einer der Gründer des „Haschomer".

In der kleinen Schar der Auserwählten, Ergebenen und Heldenmütigen war Meïr der Auserwählteste, der Ergebenste und Heldenmütigste.

Acht Jahre war er im Land, übernahm die schwersten und gefährlichsten Posten der jüdischen Wacht und war doch immer fröhlich und vergnügt. Keiner konnte besser als er singen und tanzen.

Seine ganze Seele und große Leidenschaft legte er in seine Lieder und Tänze. Es war unmöglich, der ansteckenden Kraft und Wucht seines Singens zu widerstehen. Es genügte, daß Meïr mitten drin, während alle Arbeiter in der Küche saßen und beim Essen waren, plötzlich aufstand und lossang. Sofort wurden die Teller zur Seite gerückt, alle erhoben sich von den Plätzen und stimmten in jenen Gesang ein, den man

nur unter den palästinensischen Arbeitern hört — ein Gesang voll der leidenschaftlichen Sehnsucht einsamer Träumer und Kämpfer ...

Im ersten jüdischen Dorf in der Ebene Jesreel, das Melr und seine Kameraden mit ihrem Blut und Schweiß dem jüdischen Volk gewannen, auf den Feldern Merchawjas, fiel Melr, und das Lied eines Lebens verstummte, ohne ausgesungen zu sein. Aber ewig wird sein Echo in den Herzen seiner Kameraden tönen. B. S.

Erinnerungen.

Das erstemal begegnete ich ihm bald nach seiner Ankunft, als ich abends mit einem Kameraden in den Gärten von Petach-Tikwa spazieren ging.

Seine Gestalt und seine Kleidung ließen ihn deutlich aus der Mitte der anderen hervortreten. Etwas überdurchschnittsgroß, schlank und starkknochig. Seine hohe, große kaukasische Mütze aus schwarzem Pelz machte ihn wohl zwei Köpfe größer als alle anderen. Seine Stiefel und die schwarze, dem Körper enganliegende Joppe betonten sein tapferes Aussehen noch mehr. Sein Gesicht war frisch, rein und jung.

Wir trafen uns auf dem Hügel neben einer Reihe hoher Eukalyptusbäume. Der neue Ankömmling machte auf mich und meinen Kameraden den gewöhnlichen Eindruck, den die verschiedenen Typen machen, die aus allen vier Winden nach Palästina kommen. Einer der Neuangekommenen beeilte sich, uns mitzuteilen, heute sei ein Schiff mit vielen jungen Leuten angekommen. Mein Kamerad schüttelte kritisch den Kopf und warf dem Gast einen durchdringenden Blick zu, der so viel

hieß als: Was bist du und was kannst du für Palästina sein? Bist du ein durchfliegender Vogel, der hier einen Augenblick verweilt und weiter fliegt? Oder eine verirrte Taube, die ihren Taubenschlag wiedergefunden hat? Meir verstand den Blick gut und mit einem Ruck seiner rechten Schulter, einem Blick auf die bewachsenen und bepflanzten Täler und Berge verwies und vertrieb er jeden Verdacht der Schwäche und Unentschlossenheit.

In der dunkeln Dämmerung gingen wir, die ganze Gesellschaft, zwischen hohen Akazienhecken zu unserem alten Kameraden aus Baku. Der Gast erzählte von seiner Arbeit und Organisation, von Meetings, die der Regierung zum Trotz durchgeführt wurden, und verirrten jüdischen Arbeitern, von seinem Leben unter den Nichtjuden und endlich von seinem Beschluß, nach Palästina zu gehen. Es sei ihm schwer gefallen, unter den Nichtjuden offen das zu sein, was er sei, und darum sei er nach Palästina gefahren. In seinen Worten sprach sich die Ganzheit eines gesunden Geistes in einem gesunden Körper aus.

Nach Verlauf eines Jahres traf ich ihn im Sommer als Arbeiter in Metulla in Obergaliläa, wo auch ich einige Zeit arbeitete. Abends pflegten wir auf der steinernen, breiten Straße in der Mitte der Kolonie zusammenzukommen. Oft setzten wir uns auf die gemauerte Wand, die die Kolonie umzäunt und befestigt, und unterhielten uns über die tscherkessischen Wächter der Kolonie, über den Wächter, der vor kurzem von seiner eigenen Flinte erschossen wurde, was tausend Erklärungen hervorgerufen hatte, und über die Schande der fremden Wacht. Meir brach von Zeit zu Zeit in Zorn

und Flüche aus und schimpfte auf die Schwächlinge, die uns in jedermanns Augen erniedrigen. Mehr als von allem anderen sprachen wir aber von den Überfällen, die die Drusen zu verschiedenen Zeiten auf die Kolonie gemacht hatten, und von dem Heldentod der jüdischen Pionierkämpfer von Metulla.

In der Ferne ragten aus leichtem bläulichen Nebel im Norden zwei weiße Schneestreifen: Hermon und Libanon. Links davon, uns näher, lag ein großes Dorf, dessen Scheichs als die größten Helden der Gegend galten. Im Osten zogen sich in langen Reihen die höheren und niederen Berge von Gil'ad hin, immer von grauem Nebel bedeckt wie von einem legendären Traum, und von Süden brachten uns stille Winde Grüße von unseren Kameraden, die über die Kolonien Judäas und Galiläas verstreut sind ... Das alles zog und rief das junge Herz, sich an dem großen Lebenskampf zu beteiligen, und verhieß unendliches Glück.

Auf einem hohen Blumenhügel, unter dem tiefblauen, gestirnten Himmel, in der intimen Stille der heimatlichen Natur spann Meïr seine Phantasien vom starken und heldenhaften Leben, Träume von einem jungen, kräftigen, pfeilschnellen Pferd und sich als dessen Reiter und Überwinder. Viele Stunden verbrachte er seither über den Träumen und Plänen, und das junge jüdische Herz, das die Schönheit der Natur und der Siege des Menschen fühlte, wuchs in meinen Augen von Tag zu Tag.

Ein Geschenk machte mir Meïr in jenen glücklichen Stunden: eine Melodie, die endlos fortging, wenn man sie einmal begonnen hatte, und sich in eintöniger, herzlicher Begeisterung hinzog. Ich trug die Weise, die der tiefen Sehnsucht nach dem

großen menschlichen Siege der Freiheit und Treue Sprac
lieh, in alle fühlenden Herzen Galiläas und Judäas.

Das drittemal sah ich ihn in Jawneel, wohin ich in ein wichtigen Angelegenheit zu Pferde aus Daganja gekomm war. Das erste war natürlich ein Besuch bei seiner „Assil („Assile" — ein arabisches Vollblutpferd). Die Assile w sehr schlank, groß und von wunderbarer Farbe. Ihr zur An wort auf ihr Umdrehen und Nüsternschnauben zärtlich d Hals streichelnd, wandte er sich mit offenkundiger Freude mich: „Nun, was sagst du?" Und ohne meine Antwort a zuwarten, zählte er mir gleich ihren ganzen Stammbaum au Er nahm ihr die Fußfesseln ab und führte sie auf den Hof u mir vor. Die Assile schritt elegant und kokett einher und dreh ihren Kopf mit senkrechten Ohren und breit offenen blauen Aug nach allen Seiten, als ob sie die Freude ihrer Liebhaber seh wollte. Meïr genoß ihre Schönheit in der Tat, er verlor kei ihrer Bewegungen, er vergaß den schönen hellen Tag, mich u gewiß auch sich selber ...

Als wir von einem kleinen Spaziergang über die Felder v Sonnenaufgang nach Haus kamen, breitete Meïr auf t Terrasse eine Matte aus und ging daran, auf dem schwach Feuer eines altmodischen Spirituskochers Kaffee zuzubereite Im Osten stieg aus den Bergen der Morgenstern hera Meïr ließ ein arabisches „Ja leil" (o Nacht) ertönen, das w über die Felder klang und sich zwischen den Bergen in t Finsternis vor Sonnenaufgang verlor. In seine schwa Abaje (einen arabischen Mantel) gehüllt, mit dem Agal (eine wollenen Reif) und dem Keffje (einem Kopftuch) um d Kopf, saß er an die Wand gelehnt und begann sein Lied

langsamem, ruhigem, stillem Ton. Das „Ja leil" wiederholte sich nach jedem Vers und drückte alle Wunder der Nacht aus. Diesmal klangen die Verse so: „Il Kamar chisum, il Faraß sehrije, il Mara amtije", die drei Wünsche der Beduinen: „Der Mond soll dauernd scheinen am Himmel als Schmuck, die Assila munter und die Frau gehorsam sein." Jeder Wunsch hatte einen besonderen Vers, der sich mit dem Refrain zu jener unaufhörlichen monotonen Weise verband, die aber vom ersten Worte des Verses bis zum letzten des Refrains an Kraft wuchs und dem Sänger und den Zuhörern mit den langhingezogenen, sich in der tiefen Stille verlierenden Tönen den Atem raubte.

Ich saß nachdenklich da und meinte, einen echten arabischen Ekstatiker zu sehen: nach seiner Sprache, seinen Gefühlen und Ideen. Und Verzagtheit ergriff mich. Ich fragte mich, ob nicht Meirs Phantasien aus Metulla, die so naiv und so schön gefühlt waren, sich zu verwirklichen begannen, und ob ein gesunder Mensch, der ein ganzes natürliches Leben fordert, unser zerbrochenes verkrüppeltes Leben nicht abschwören muß, um in fremden Formen seine Vollendung zu suchen ...

Ich war weit weg von Palästina, als mir die Zeitungen die Nachricht von Meirs Tod brachten. Und ich sah ihn plötzlich in einer Aureole von Heiligkeit und Reinheit, die ewig vor meinen Augen stehen wird. Und ich verstand klarer denn je, daß der gesunde Mensch, der Held, ein Meer von Widersprüchen zu spalten vermag, da er in sich ein heiliges und vollkommenes Ziel trägt, das für den gewöhnlichen Beobachter unsichtbar ist: unsere Ziele sind zu hoch, unsere Mittel zu klein und zu

irdisch, unser Blick zu flach und zu schwach und schwer fällt es uns, die schöpferische Gewalt beim Schaffen zu sehen und zu verstehen.

Nur die aufbauende Kraft kann die Schwierigkeiten überwinden, die all denen entgegenstehen, welche das Ziel hochhalten unter den Kleinlichkeiten des Lebens. Meïr tat dies besser als andere, obwohl seine Aufgabe viel schwerer war. Indem er scheinbar die äußeren Formen des arabischen Lebens sich aneignete, gefährtete er damit unwillkürlich sein inneres Ich als Jude. Man konnte einmal befürchten, daß er dem Abgrund einer fremden, unfreundlichen Atmosphäre verfallen könnte, er aber stieg in ihn herab, nur um seine eigene menschliche und jüdische Individualität desto höher zu erheben, um so desto besser die wilde, barbarische Umwelt zu besiegen.

Ahron Ostrowski.

„Meïrke".

1. Die Herde.

Ich verbrachte einige Zeit als Wächter mit Meïrke zusammen in Galiläa und wunderte mich immer von neuem, woher er seinen ungeheuren Mut schöpfte, der in allen seinen Heldentaten zu spüren war, durch die er sich in ganz Galiläa vom Karmel bis zum Hermon berühmt gemacht hatte. Und berühmt war Meïrke nicht nur unter den Genossen und Kolonisten, sondern auch unter vielen Arabern, die seine Kraft bewunderten und fürchteten. Das wurde mir klar bei einem Überfall auf die Herde der Kolonie Jawneel, bei dem Meïrke verwundet wurde, aber noch nach seiner Verwundung mehr

Anteil am Zurückschlagen des arabischen Überfalls nahm als irgendein anderer.

Es war an einem schönen, sommerlichen Nachmittag. Wir, die Wächter, waren erst vor kurzer Zeit vom Schlafe aufgestanden, hatten Kaffee getrunken und saßen auf der Erde. Wir unterhielten uns mit Meïrke darüber, wie nötig es wäre, die Koloniewacht zu verstärken, da der Scheich und seine Araber sich zu einem Überfall auf Jawneel rüsteten. Während wir so sprachen, hörten wir plötzlich einen Lärm in der Kolonie, ein wildes Getümmel; die Kolonisten schreien: Wo sind die Wächter? Wir zogen uns schleunigst an, luden das Gewehr, liefen aufs Feld und sahen, wie Araber die Herde der Kolonie nach dem Jordan zu trieben. Die Kolonisten sahen schweigend zu, sie waren ganz benommen und warteten, was die Wächter tun würden.

Der erste, der von unsern Wächtern auf dem Pferde saß, war Meïrke mit „Abu-Hamsse" (wie er seinen Martin zu nennen pflegte) auf seiner breiten Schulter. Mit einem freundlichen Lächeln um die Lippen, einem naiven Kinderblick auf alle Wächter und Kolonisten raste er pfeilschnell los und jagte als der erste den arabischen Räubern nach, die die jüdische Herde wegtrieben, das wenige eigene jüdische Hab und Gut, das die Kolonie mit so viel Mühe und Sorge aufgefüttert hatte. Meïrke folgte alsbald die ganze Kolonie, zu Pferde, auf Maultieren oder zu Fuß. Alle folgten dem Führer Meïrke, ihn in seinem Kampfe mit den arabischen Räubern zu unterstützen. Meïrke, der vorerst allein auf dem Feld war, besann sich inzwischen nicht lange und ließ sich mit den Arabern in einen Kampf ein, um ihnen die Herde wieder abzunehmen.

Als ich als zweiter angelaufen kam, traf ich Meïrke schon, wie er den ersten Zusammenstoß glänzend aushielt. Mit den ersten beiden Schüssen aus dem „Abu-Hamsse“ tötete er eine der besten wertvollsten Mähren, eine „Assila“ von vornehmster Abstammung, die die Araber deshalb viel höher schätzten als die jüngste und schönste Frau. Das schwächte und verminderte den Mut und die Energie der Araber, doch das Rachegefühl entbrannte in ihnen und ein Hagel von Kugeln flog Meïrke entgegen. Eine Kugel traf ihn am Fuß, inzwischen war aber schon die ganze Kolonie auf dem Felde in den Kampf verwickelt. Es dauerte lange, bis wir bei Meïrke durchsetzten, daß er in die Kolonie zurückfuhr, um die Kugel aus dem Fuß entfernen und die Wunde verbinden zu lassen. Seine Kleider und sein Pferd waren schon stark mit seinem eigenen Blut befleckt, und doch ließ er seine Flinte noch eine Weile nicht aus der Hand, und es war unmöglich, ihn zu überreden.

„Räuber, die ihr seid,“ schrie er uns zu, „was laßt ihr mich meine Arbeit nicht zu Ende machen, ich muß ihnen doch die Herde abnehmen.“

Mit Mühe gelang es mir endlich, ihn zu veranlassen, mit mir nach der Kolonie zurückzufahren. Wir kamen in die Kolonie-Apotheke, man wusch seine Wunde, nahm die Kugel heraus, verband den Fuß, brachte ihn zu Bett und befahl ihm, stillzuliegen und sich nicht vom Platze zu rühren. Ich beruhigte ihn, damit er stillag, aber Meïrke war nicht von jenen, die im Bett liegenbleiben, wenn draußen für jüdische Ehre gekämpft wird. Nach einer Minute, als die Schüsse vom Felde her sein Ohr erreichten, erhob er sich und sprang mit so

riesiger Kraft aus dem Bette, als ob er auf glühenden Kohlen gelegen hätte, lief mit seinem verbandagierten Fuß auf die Straße, schwang sich schnell auf sein Pferd und galoppierte unter lautem „Rache! Rache!"-Rufen aufs Feld zurück. Er stellte sich wieder unter die ersten Kämpfer und befriedigte seinen Rachedurst schnell. Er zielte gut und traf eine zweite arabische „Assila", die gleich tot umfiel.

Die Araber verschwanden eine Weile, und die Juden nützten den günstigen Moment aus. Die ganze Kolonie lief schnell auf den höchsten Berg, nahm die beste Kampfstellung ein, die ins Tal führt, und überschüttete von dort die Araber im Tal mit einem Hagel von Kugeln. Infolge des unerwarteten plötzlichen starken Angriffes gerieten die Araber sehr ins Gedränge und wurden gezwungen, die geraubte Kolonieherde wieder aufzugeben. Meïrke und noch einige Kolonisten aus der nahen Siedlung Beth-Gan trieben wie alte Hirten die Herde, die im Schreck auseinandergelaufen war, an einen Platz zusammen. In großem Triumph zog Meïrke mit seinem verwundeten Fuß abends auf seinem schönen, wertvollen Pferd durch die Tore der Kolonie ein, die wiedereroberte Herde hinter sich. Die ganze Kolonie begrüßte herzlich ihren Helden, den Retter der jüdischen Ehre. Ich sah meinen teuren Kameraden von der Seite an und da wurde mir klar, woher Meïrke seine riesengroßen Kräfte schöpfte: aus der Mutter Erde. Er war einer von denjenigen Mitgliedern des „Haschomer", die Theorien und Reden von Grund aus haßten und die nur heldenmütige Taten ohne Pose, ohne Mätzchen hochhalten, ein wahrhafter Enkel unseres Hirten-Propheten Amos.

Von den Ochsen, mit denen Meïrke draußen auf dem Felde arbeitete, lernte er viel mehr, als er aus tausend Büchern hätte lernen können, und darum liebte er in der Tat alle lebendigen Geschöpfe und haßte Bücher und Theorien so sehr.

2. Im Wadi Fedschas.

Noch einmal war es mir vergönnt, Meïrke in seiner ganzen Größe zu sehen. Das war in einer der schönsten Sommernächte Galiläas. Ich, ein anderer Genosse vom „Haschomer" und Meïrke ritten zu dreien zu einer Hochzeit nach einer jüdischen Kolonie am Jordan. Die halbe Nacht war schon vorüber, als wir in das berüchtigte Räubertal Wadi Fedschas kamen. Wir ritten immer tiefer hinein, da sahen wir plötzlich uns gegenüber die Schatten einiger Nachträuber sich erheben, von denen das Tal wimmelt und denen es seine Berühmtheit verdankt. Einen Augenblick später wuchsen neben uns schon drei Araber aus der Erde — Nachträuber. Das erste, womit sie sich an uns wandten, war das bekannte arabische „a'tini cigara", was eigentlich nur „gib mir eine Zigarette" heißt, in Wirklichkeit aber ist es ein räuberischer Ausruf gegen die, die wirklich vor Schreck eine Zigarre geben. Wir antworteten den Räubern gar nichts. Es dauerte nur einen Augenblick und Meïrke ging als der erste auf die Räuber los, mit fester entschlossener Stimme rief er ihnen zu, indem er die Büchse auf sie anschlug und eine „Zigarette" hineinsteckte: „T'faddal ja scheich" und schoß die erste Kugel in die Luft ab. Zu gleicher Zeit wandte er sich mit dem Lächeln, das ihn nie verließ, an uns: „Kameraden, warum spart ihr so mit den Zigaretten?" Als auch wir bereit waren, den Räubern eben-

solche Zigaretten aus unsern Büchsen zu schenken, bekamen es die Araber mit der Angst zu tun, änderten den Ton und begannen in der arabischen hinterlistigen schlauen Redeweise zu beteuern, sie kennten uns schon lange und wir seien ja ihre „Es'chab", das heißt ihre besten Freunde, und sie seien uns nur in ihrer Gastfreiheit entgegengeritten, um uns zum Kaffee einzuladen. So sehr wir auch die hündische Politik der arabischen Räuber kannten, konnten wir doch aus Anstand und Höflichkeit nicht ablehnen, setzten uns also mit ihnen Kaffee trinken, sprachen über schöne Pferde, schöne Mädchen ... und über den „Charb-el-Moskow", das heißt den russisch-türkischen Krieg. Plötzlich wenden sie sich mit so milder, weicher Treuherzigkeit an uns, ob wir ihnen nicht einen Blick auf unsere guten Büchsen, die „Martin-Inglisie" gestatten würden, derengleichen sie noch nie in ihrem Leben gesehen hätten.

Ich schaue Meirke an, der niemals in solchen Augenblicken die Geistesgegenwart verlor und sehe, wie er mit dem Hahne seiner Büchse, seiner „Abu-Hamsse" spielt und seine Augen funkeln. Ganz gelassen ruft er den Räubern zu: „Wenn ihr wollt, können wir sie euch schenken, aber gleich zusammen mit ein paar ‚Inglisie-Zigaretten'."

Die Araber lehnten diese allzu große Ehre ab, begannen von „Wlad-el-Moskob" zu sprechen, das heißt, wir, die aus Rußland gekommen waren, waren schon keine „Wlad-el-Mitte" (Kinder des Todes) mehr, und priesen uns überschwenglich. Wir setzten uns wieder auf unsere Pferde und nahmen wie richtige gute Freunde „Es'chab" mit einem friedlichen Gruß von ihnen Abschied. Sie ritten ins Tal zurück auf ihren Nachtraub und wir zu unserm Genossen auf die Hochzeit.

In jener Nacht tanzte Meïrke bis Tagesanbruch mehr denn je allerlei arabische Tänze, und mit seiner wilden arabischen „Debke", die nur er tanzen konnte, bezauberte er alle Mädchen, die auf der Hochzeit waren, und mehr als alle andern die junge Ssonjka. Sie richtete ihre brennenden schwarzen Augen voll glühender Liebe auf ihn, und er antwortete ihr mit Liebesblicken. In jener Nacht wurde die Liebe zwischen Meïrke und der schönen jungen Ssonjka besiegelt, die nun schon als 18jährige Witwe einhergeht, zwischen den Bergen Galiläas umherirrt und wie Sulamith nach ihrem Geliebten ruft, der ihr Herz gefangen hat und der niemals zu ihr zurückkehren wird.

Elieser Kantorowitsch.

Schmuel Friedmann

Erinnerungen.

Die letzten Jahre, bevor er nach Palästina ging, war er Schüler der Lidaer Jeschiwa, Hörer des bekannten Misrachistenführers Rabbiner Reines. Nach Jerusalem kam er mit der Absicht, seine Studien fortzusetzen, und ging als Schüler in die Jeschiwa des bekannten Rabbi Jizchok Masmid.

Er wohnte bei einem Onkel, einem Rabbiner aus einem amerikanischen Staat, der mit seiner Frau zusammen auf seine älteren Jahre nach Jerusalem gekommen war und sich von einem kleinen Laden in einem der jüdischen Stadtteile ernährte. Da sie selbst kinderlos waren, nahmen sie Schmuel bei sich auf und dachten, er würde mit der Zeit Rabbiner oder Schächter werden. Der junge Schmuel aber dachte anders. Als er die Leere und Nutzlosigkeit des Jeschiwalebens sah, deren Zöglinge auf die Chalukagelder angewiesen bleiben, die aus dem Ausland kommen, verging ihm die Lust, seine ganze Zeit mit dem Lernen in der Jeschiwa hinzubringen. Den Talmud und die alte jüdische Literatur überhaupt liebte er trotzdem sehr und pflegte auch später, als er schon Arbeiter war, jeden



Abend nach der Arbeit oder morgens vor der Arbeit Talmud und Bibel zu lernen. Aber das Lernen für sich selbst ist etwas anderes als das Brotstudium.

Zufällig traf er einige jüdische Arbeiter des „Bezalel", und dank ihrem Einfluß entstand in ihm der Gedanke, selber Arbeiter zu werden, um sein zukünftiges Leben selbständig gestalten zu können. Anfangs dachte er sogar daran, im Lehrerseminar anzukommen und mit der Zeit Lehrer zu werden, aber er gab diesen Gedanken bald auf, denn wenn man des Erwerbs wegen studiert, so macht es keinen großen Unterschied aus, ob man Schüler der Jeschiwa oder des Seminars ist. Beide lernen um des materiellen Nutzens willen; und das war nichts für ihn. Lieber arbeiten und in den Mußestunden „Thora um ihrer selbst willen" lernen. Schmuel kam beim „Bezalel" an und wurde Arbeiter. Die Arbeit selbst wie auch das Zusammensein mit anderen jungen Menschen, die mit ihm arbeiteten, wirkte auf ihn so stark, daß er ein ganz anderer Mensch wurde. Der enge Horizont der „vier Ellen der Halacha" erweiterte sich und Schmuel lernte Dinge kennen, von denen er früher nur sehr wenig oder fast gar nichts gewußt hatte. An den Arbeitern, mit denen zusammen er den ganzen

Tag in der Werkstatt saß und die schon mit Idealen von Volks-befreiung und nationalem Schaffen hierher gekommen waren, erkannte er, daß das Nach-Palästina-Gehen heutzutage ein ganz anderes Ziel hat als das, um dessentwillen er und andere gleich ihm gekommen waren. In den Gesprächen mit seinen Arbeitsgefährten hörte er von jüdischer Arbeit in den Kolonien Judäas und Galiläas, von jüdischen Wächtern, die ihr Leben daran setzten, das jüdische Volkseigentum in Palästina zu sichern, und eine neue, schöne Welt von Leben und Arbeit für die großen Volksideale öffnete sich vor ihm. Er begann die palästinensische Arbeiterpresse zu lesen und auch verschiedene jiddische Bücher über das Arbeiterleben, und eine neue Quelle erschloß sich ihm, aus der er Kunde von den Beziehungen zwischen den Menschen schöpfte. Dazu halfen auch viel seine eigenen Erlebnisse im „Bezalel", wo er das mannigfaltige Unrecht von seiten derer, die an der Spitze der Anstalt stehen, und ihre Beziehungen zu den Arbeitern sehen mußte, unter denen er selber sehr litt.

Die erste Zeit war ihm seltsam zumute. All das befand sich nicht in Harmonie und Übereinstimmung mit seinen religiösen Meinungen und Gewohnheiten, und er bemühte sich, in den Gesprächen mit seinen Kameraden zu beweisen, daß das alles recht gut sei, aber warum solle man nicht fromm sein? Warum das „Judentum" in dem Sinne, in dem er es bisher zu begreifen gewohnt war, verwerfen? „Kann man denn nicht ein guter, hingebender Arbeiter für die Volksziele, ein heißer Kämpfer für die schönsten menschlichen Ideale sein und zugleich ein frommer Jude bleiben, alle Gebote halten und sich vor Übertretungen hüten?" fragte er. Schrittweise aber, ohne

zu bemerken, wie es kam, machte er sich von den verschiedenen religiösen Gebräuchen los und begann in derselben Weise zu leben wie seine Kameraden bei der Arbeit. Es versteht sich, daß, je freier er hinsichtlich der religiösen Zeremonien wurde, das um so weniger einem frommen Onkel und seiner Tante gefiel, und allerlei Zwistigkeiten und Reibungen entstanden in der kleinen Familie. Seines kleinen Verdienstes wegen war er gezwungen, sich bei ihnen aufzuhalten. Er litt eine Zeitlang darunter, aber sein Leiden machte ihn noch bewußter, und er gab seine bisherige Weltanschauung vollkommen auf. Schließlich beschloß er, die Familie zu verlassen und ein selbständiges Leben zu beginnen, auf eigene Verantwortung in seinen Beziehungen zu Gott und den Menschen. Mit diesem Schritt endet die Übergangsperiode von dem früheren unbewußten, ziellosen Leben zu dem neuen Leben der produktiven Arbeit.

Seitdem wohnte ich mit ihm in einem Zimmer zusammen, solange er in Jerusalem war, und hatte Gelegenheit, ihn gut kennenzulernen. Vor meinen Augen verwandelte er sich aus einem naiven Jeschiwa-Jünger, der nichts kann als sich in die Talmuddebatten zwischen Abaje und Rawa vertiefen und die schwierigen Fragen der Tossafisten beantworten, in einen bewußten jüdischen Arbeiter in Palästina, und seine Pflichten gegen sein Volk und gegen sein Land, seine und aller Arbeiter Aufgaben als Vorkämpfer für eine bessere und hellere Zukunft der ganzen Menschheit kennt. Oftmals in unseren Gesprächen drückte er in ernstem, naivem Ton seine Bewunderung für die Arbeiter in den Kolonien aus; wie groß und tief ihr Glauben an die Notwendigkeit und den Nutzen ihrer Arbeit für die Zu-

kunft des Volkes, wie stark ihre Opferwilligkeit sein müsse, um unter den mannigfachen ungünstigen und anormalen Verhältnissen zu arbeiten und bei alledem noch zufrieden zu sein und nur die eine Sorge, den einen Willen zu haben, in den schon bestehenden Kolonien die Zahl der jüdischen Arbeiter zu vermehren und neue jüdische Kolonien als Ort für neue Scharen jüdischer Arbeiter zu gründen. Alles, was er von den jüdischen Arbeitern in den Kolonien hörte oder in den Zeitungen las, wie sie leben, womit sie sich nach der Arbeit beschäftigen, griff er auf und es beeinflußte ihn stark. Mit tiefer Aufmerksamkeit und Interesse hörte er den Erzählungen vom Leben der jüdischen Wächter, von ihrem außergewöhnlichen Mut und ihrer Unerschrockenheit zu und bewunderte ihre Kraft und Opferwilligkeit. Ein neuer Gedanke begann ihn unruhig zu machen. Es genüge nicht, sagte er sich, daß er von der Jeschiwa zum Arbeiterleben übergegangen sei, nicht in der Stadt sei sein Platz, in die Kolonien müsse er gehen und dort Arbeiter oder Wächter werden. Denn die Aufgabe der jüdischen Arbeiter und Wächter sei groß und schwer, höchst verantwortungsvoll für die Zukunft des jüdischen Volks sei ihre Arbeit, aber nur wenige, sehr wenige seien einstweilen da, und die Pflicht eines jeden unter denen, die die große Volksaufgabe und die Ziele, die vor uns stehen, schon erkannt haben, sei, sich in ihre Reihen zu stellen und ihre Zahl zu vermehren.

Es kostete viel Zeit, bis sich der Gedanke geklärt hatte, um ihn zu Taten zu veranlassen, endlich aber kam die Stunde. Schmuel verließ Jerusalem und ging einstweilen in die jüdischen Kolonien arbeiten. Als die Jahreszeit herankam,

wo man in den Wein- und Mandelgärten wacht, wurde er in der Kolonie Rischon-le-Zion Wächter.

Einige Wochen vergingen. Ich kam nach Rischon-le-Zion und fragte gleich nach Schmuel. Man sagte mir, sein Posten befände sich sehr weit weg bei den Sandstrecken von Ejn-ha-Kore, und ich solle abends nach jener Richtung zu gehen und die Wächter, denen ich begegnen würde, nach Schmuel fragen, dann würden sie mir zeigen, wo ich ihn treffen könnte.

Abends ging ich in die Weinberge und fragte den ersten Wächter, den ich traf, nach Schmuel. Der Wächter hieß mich weiter gehen, bis ich einen zweiten treffen würde, der mich nach der Richtung führen würde, wo sich Schmuels Posten befände. So kam ich an verschiedenen Posten vorbei schließlich zu einem Wächter, dessen Gebiet an Schmuels grenzte, und mit ihm gelangte ich nach viertelstündigem Waten durch tiefen Sand zu Schmuel. Es war finster und ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Vor mir stand ein junger Mann mit Turban und Reif auf dem Kopf, bewaffnet, einen Eukalyptusstab in der Hand und das Wächterpfeifchen auf der Brust. Er führte mich gleich in sein Häuschen, das nicht weit in einem Fruchtgarten lag, zeigte mir, wie er sich eingerichtet hatte, bewirtete mich mit Tee, den er auf einem Feuer aus dürren Zweigen bereitete, und dann gingen wir über sein Wachtgebiet spazieren. Er erzählte mir von der Wacht, wie verantwortungsvoll sie im allgemeinen und wie besonders verantwortungsvoll sein Posten sei. „Stell dir vor" — sagte er mit tiefem Ernst —, „hier ist der Weg nach Gaza. Jetzt ist gerade die Zeit, wo große Kamelkarawanen mit Getreide beladen hier durchziehen. Natürlich sind die Araber, die Ka-

meltreiber, noch von früher her, als es noch keine jüdische Wacht gab, gewohnt, in die Weinberge zu gehen und sich „ein wenig“ Wein zu nehmen. Das gewöhnen wir ihnen jetzt ab. Und das ist sehr schwer. Die Stelle ist weit von der Kolonie entfernt, auf der anderen Seite des Weges zieht sich der Streifen Sandwüste bis zum Meer hin, und auf dem ganzen Weg, den zu überqueren man fast eine Stunde braucht, sind wir nur zwei Wächter. Stößt etwa einem von uns etwas zu, kann es lange dauern, bis der andere zu Hilfe kommt. Ich fühle die Verantwortung noch mehr, weil ich doch ein junger Wächter bin und ich meine, auf einen so schweren Posten hätte man einen Wächter stellen sollen, der schon lange bei der Wacht ist und Erfahrung hat.“

Seine Worte klangen in der Nachtstille traurig, man fühlte in ihnen das tiefe Verantwortlichkeitsgefühl, die Furcht, er könne vielleicht nicht vollkommen geeignet sein, seine Pflicht als Wächter zu erfüllen.

Ich übernachtete in seinem Häuschen. Am zweiten Tag, als ich in der Kolonie den Vorsteher des „Haschomer“ in Rischon-le-Zion, Genosse S... traf, befragte ich ihn Schmuels wegen, ob er ein guter Wächter sei, und weshalb er ihn auf einen so entfernten und einsamen Posten gestellt habe. „Auf solchen Posten merken wir den ‚Neuen‘ an, ob sie für uns taugen. Er ist nicht ängstlich, ernst und der Sache ergeben ist er anscheinend auch, wir werden sehen, was aus ihm werden wird“, war seine kurze Antwort auf meine Fragen.

Nach einigen Tagen traf es sich, daß ich wieder nach Rischon-le-Zion kam. Ich fand Schmuel schon auf einem anderen Platz. Mit Freude und Begeisterung erzählte er mir, in den

wenigen Tagen sei er schon auf einem anderen Posten gewesen. In der Richtung nach Wadi-Chanin liegt hier ein großes Stück unbearbeiteten Feldes, voller Hügel und Täler, ein ausgezeichneter Platz für Diebe: dorthin habe man ihn gestellt. Hierin sah er die Anerkennung des „Bevollmächtigten", daß er kein schlechter Wächter sei und man ihm einen verantwortungsvollen Posten anvertrauen könnte. Heute nun hatte man ihn wieder nach einer Seite gehen lassen, wo der Weg nach Ramle geht, nicht weit vom Friedhof. Vorige Nacht waren hier Diebe, worauf man den Wächter in die innere Koloniewacht zurücknahm und ihn, Schmuel, auf seinen Platz schickte. Von der Wacht sprach er schon in sicherem Ton. Man fühlte in seiner Rede die Zufriedenheit dessen, der das Bewußtsein hat, auf dem rechten Platz zu stehen. Er erinnerte mich auch lächelnd daran, wie er früher damit unzufrieden gewesen sei, daß die Arbeiter und Wächter Turban und Reif tragen wie die Araber. Er sah darin eine Art Nachgiebigkeit dem arabischen Einfluß gegenüber. Jetzt habe er seine Meinung geändert, für die Wächter sei der Turban praktischer, weil er vor dem Nachttau schützt, und der Reif schützt den Kopf vor Kolbenschlägen, und daher trage er selber sie auch.

Abends ging ich wieder auf seinem neuen Wachtgebiet mit ihm spazieren. Es war eine schöne Mondnacht. Er sprach nur von der Wacht, wie sicher er sich jetzt fühle. Wir wurden müde und setzten uns neben den Weg ausruhen. Einer der vier Wächter zu Pferde kam angeritten, plauderte ein wenig mit uns, ritt etwas weiter und begann sein Pferd zu lehren, über den Graben zu springen, der sich neben dem Wege be-

fand. Schmuel sah neidisch auf die Bewegungen des Reiters und fing verträumt an zu phantasieren, daß, wenn die Weinernte in kurzem vorüber sein würde, er nach Jerusalem gehen, seine Rechnung mit dem Bezalel glatt machen, seine Sachen nehmen und nach Galiläa gehen werde. Dort in der Hochburg des „Haschomer" werde er mit der Sache Ernst machen, nicht mehr Saisonwächter wie hier in den Weingärten sein, sondern das ganze Jahr hindurch Wächter in einer Kolonie Galiläas. Er werde sich hinaufarbeiten und „Reiter" werden, ein Pferd bekommen und dann, erst dann, werde die wirkliche Periode der Wacht für ihn beginnen, erst dann werde er fühlen, daß er seine Pflicht als Wächter erfüllt. Er werde ein Krieger sein und auf seinem Pferde wie ein Wirbelwind über die breiten Getreidefelder Galiläas sausen, unter seiner Aufsicht werde eine große Landstrecke stehen, deren Grenzen das Auge nicht zu fassen vermag. Wie wohl werde er sich fühlen ... Dann, und nur dann, werde er sicher sein, ein „Schomer", einer der Beschützer unserer in Palästina erworbenen Positionen zu sein.

Es war ihm nicht beschert, seine Sehnsucht zu verwirklichen.

Einige Zeit nach dem Ende der Weinernte versuchten einige Araber von einer durchziehenden Karawane Trauben zu stehlen. Den Wächter, der sie daran hindern wollte, schlugen sie, banden ihn, rissen ihm sein Gewehr weg und flohen. Andere Wächter, die herbeikamen, als sie die Signale des Geschlagenen hörten, fanden ihn gebunden, verfolgten die Araber und jagten ihnen bis gegen die Mitte des Weges zwischen Wadi-Chanin und Rechowoth nach. Sie forderten das geraubte Gewehr von ihnen zurück, es entstand eine

Schlägerei, Araber aus dem nächsten Dorfe kamen hinzu, standen den Arabern von der Karawane bei und halfen ihnen gegen die paar Wächter aus Rischon. Einige jüdische Wächter aus Rechowoth kamen denen aus Rischon zu Hilfe, und in der beiderseitigen Schießerei wurden einige Juden leicht und ein Araber schwer verwundet. Die Araber und alle anderen Wächter von Rischon-le-Zion liefen nach der Stelle, wo die Schlägerei war. Schmuel, der auf seinem Posten die Notsignale gehört hatte, kam auch, aber auf einem anderen Weg als die übrigen. Er eilte auf einem näheren Weg über die Felder und kam genau zu dem Platz, wo einige Araber ihren Schwerverwundeten bewachten. Als sie Schmuel sahen, erschossen sie ihn. Die nachher hinzukommenden Wächter aus Rischon fanden ihn tot. Sein Körper war von den Kugeln durchlöchert, die man auf ihn abgeschossen hatte. Einige Genossen blieben zurück, den Leichnam zu bewachen, und die übrigen gingen nach Rechowoth, einen Wagen holen, auf dem man ihn nach der Kolonie bringen könnte. Am Morgen geleiteten ihn alle Arbeiter und Wächter zur ewigen Ruhe.

Nachum Elkoschi.

Mosche Barski

Biographische Notiz.

Mosche war ein Dorfkind, ein Naturkind. In dem Dorfe, wo er geboren wurde, im Gouvernement Kiew in Rußland, lernte er mehr das nichtjüdische als das jüdische Leben kennen. Die Natur seines Heimatdorfes, der Fluß, der Fischer und Bauer, das Pferd, war ihm bekannt, und er erzählte gern davon.

Die Jugendkraft des Naturkindes und die zionistische Erziehung, die er in dem Städtchen Skwira erhielt, brachten ihn nach Palästina. Hier im Lande wußte er nichts von der Verzagtheit und den Nöten, unter denen unsere Arbeiter so leiden, denn er war von der Frische der Natur durchtränkt — Zweifel und Unentschlossenheit warem ihm fremd.

Und mit offenen Armen nahmen ihn die Arbeit und die Natur auf. In ihnen fand er den Inhalt seines Lebens, ihnen schenkte er seine Seele. Daganja war seit dem ersten Tage sein Arbeitsplatz, er kannte keine Schwierigkeiten in der Arbeit und im Leben.



Die Reden seiner Kameraden nahm er in sich auf und wiederholte sie sich oft. Schnell und eifrig war er bei der Arbeit und überall. Er tanzte und sprang immerzu, aus der Arbeit schöpfte er seine Freude und seine Wehmut.

Ein seltener Typus unter den Juden, unter unseren Arbeitern im Land.

Mosche Barski war sehr jung, noch keine 19 Jahre alt. Weniger als 19 Jahre ging er auf Erden, das Leben war ihm fremd geblieben. Die Schönheit der Kultur, Kunst, Poesie und Wissenschaft — weder in Skwira, noch in Daganja lernte er sie kennen.

Nur acht Monate lebte Barski mit uns. In dieser kurzen Zeit verband er sich eng den Genossen, der Arbeit und dem Orte. Nur der Tod konnte sie trennen. Auch vom Land selbst hatte er noch sehr wenig gesehen, nur Untergaliläa. Er wollte Peßach nach Obergaliläa gehen.

Er ahnte nicht, was ihn dort erwartete.

Die reine Seele, der frische, junge Mosche liegt unter einem kleinen Erdhügel in dem Olivengarten, in dem er selber gearbeitet und geackert hat.

An meinen Händen haftet noch der Geruch des Blutes, das ich mit der Erde zusammen in sein Grab hinabwarf.

Das Herz krampft sich zusammen beim Andenken an das Bild des jungen Mosche, an jenen Sabbatabend am 22. Cheschwan in Milchamja am Jordan. Heilig ist mir jede Erinnerung an ihn, heilig der Augenblick, als wir sein verblutetes, verwundetes Gesicht sahen.

Mosche hatte sich selbst dazu erboten, einem Kranken in Milchamja Medizin zu bringen. Auf dem Rückwege überfielen ihn Räuber und wollten ihm sein Maultier fortnehmen. Er stieg vom Tier, gab ihm einen Peitschenschlag und trieb es nach Hause. Er selbst hielt der Gefahr stand und kämpfte mit den Arabern.

Das Maultier kam allein, ohne seinen Reiter nach Hause. Mosche starb einen schönen Tod, einen Heldentod. Wird die Erde ihm leicht sein? Nein! Erde ist nicht leicht. Und nur die Arbeit, Mühe und Schweiß der Neuen, die seine Arbeit fortsetzen werden, wird die Stimme seines jungen Blutes stillen, das aus der Erde zu uns schreit.

Sch. Dajan.

Erinnerungen.

Das Schiff war abends in Haifa angekommen. Kaum den frühen Morgen erwartend, ging ich nach Daganja, wo ich meine Genossen traf, die ich schon fünf Jahre nicht gesehen hatte. Meine Freunde hatten sich in dieser Zeit sehr geändert und waren reife, erwachsene Menschen geworden, nur der Gesichtsausdruck war der gleiche, offen und lauter geblieben.

Die Verzweiflung und Verbitterung, die in der letzten Zeit der jüdischen Jugend in Rußland so sehr eignen, fand ich bei ihnen nicht. Aus ihren kühnen Blicken sprach dörfliche Munterkeit und Frische.

Ich sehnte mich so, mit meinen Augen wirkliche jüdische Landarbeiter zu sehen, daß ich, ohne mich noch vom Wege ausgeruht zu haben, nach der Scheuer ging. Dort traf ich etwa 30 jüdische Arbeiter. Der Schweiß rann an ihnen herunter, ihre Hemden waren durchweicht. Es war ein unbeschreiblich heißer Tag, aber die Arbeiter kümmerten sich wenig um die Hitze und waren ganz in ihre Arbeit vertieft. Mir schwindelte der Kopf vor Hitze, aber es wäre einfach eine Schmach gewesen, das zu sagen. Zu meinem Glück war es schon nahe an Mittag, und bald gingen die Arbeiter im Jordan baden.

Im großen Eßzimmer von Daganja war alles zum Essen vorbereitet. Die Arbeiter versammelten sich und setzten sich um den Tisch. Inzwischen, während man auf das Essen wartete, unterhielt man sich oder nahm sonst etwas vor. Die einen lasen, andere erzählten, was sie gelesen hatten, wieder andere führten ein philosophisches Gespräch. Mich zog aber besonders ein Tischwinkel an, wo eine fröhliche Gesellschaft saß, Lieder sang und den Takt mit den Löffeln auf die leeren Teller schlug. Das Singen wurde immer fröhlicher und steckte an, die Lesenden verließen ihre Bücher und schon ist die ganze Gesellschaft im Singen. Da läßt einer „El jibne ha-Galil“ ertönen, alles singt mit und seltsam klingt der helle Gesang in der heißen, stillen Gegend an den Ufern des Kinnerethsees.

Das Bild ändert sich; es ruft einer zum Tanzen auf. Ein ganz junger Mensch, breitschultrig, mit hellem Haar

und blauen Augen, die lebenslustig funkeln, springt hervor und beginnt zu tanzen. Seine Augen strahlen vor Lust und sein Tanz steckt so an, daß viele davon hingerissen werden und ihm im Tanzen folgen. Man faßt sich bei den Händen und die palästinensische „Horra“ beginnt. Eine leidenschaftliche Schönheit liegt in diesem „Horra“-Tanz, eine Ekstase, der wilde Freudenausbruch von Menschen, die sich von einer Kette losgerissen haben.

Bald aber kam der „Toran“ (der Arbeiter, an dem die Reihe ist, auf die Küche aufzupassen) und unterbrach die Freude. Er rief zu Tisch. Die Gesellschaft folgte ihm schnell und wurde ruhig, nur eine fröhliche Schar mit dem blauäugigen Jungen in der Mitte beruhigte sich nicht, sondern blieb die ganze Essenszeit über lustig und beweglich.

Ich sah die ganze Zeit den Arbeitern mit großer Neugierde zu, aber besonders der junge Bursche zog mich an. Es kam mir ganz seltsam vor: er war doch noch blutjung, wie kam er zwischen die abgerackerten Arbeiter von Daganja? Aber noch mehr wunderte ich mich, als der Wirtschaftsverwalter nach dem Essen die Arbeit für die kommende Nacht der Reihe nach unter die Arbeiter verteilte und dem Burschen einen Wachtposten anwies.

Ich drückte dem Einteilenden gleich nachher meine Verwunderung aus, wie er eine so verantwortungsvolle Arbeit wie die Wacht, einem so jungen Menschen geben könnte. „Oho, du kennst unseren Moischke (so nannte man ihn) noch nicht,“ antwortete er mir, „dem kannst du die verantwortungsvollste Arbeit übertragen.“ Ich überzeugte mich später, daß er recht

hatte. In der Zeit, die ich in Daganja verbrachte, gewann ich Moischke lieb. Er war der Typus eines an Geist und Körper gesunden Arbeiters. Er war ein Arbeiter, für den die Arbeit nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck war. Moischke fühlte instinktiv, was Palästina von ihm forderte, und in den sechs Monaten, die er im Lande lebte, wurde er ein musterhafter Mensch. Sogar unter den erfahrenen Arbeitern von Daganja zeichnete er sich aus. Kühnheit, Entschlossenheit und eine gewisse Beobachtungsgabe und Fähigkeit, sich in jeder Lage zu orientieren — die Eigenschaften, die den palästinensischen Arbeiter auszeichnen — entwickelten sich bei Moischke schnell.

Als ich einmal in Daganja übernachtete, weckte mich frühmorgens ein Geräusch. Ich stand auf und sah Moischke mit einem erhobenen Revolver dahinschleichen. Ich dachte, er ziele auf eine Schlange, und wartete auf den Schuß. Mehr als eine Viertelstunde ging vorüber und Moischke hatte sich noch immer nicht umgedreht. Ich ging hinaus ihn suchen. Da kamen mir zwei Araber entgegen und hinter ihnen — Moischke, in der einen Hand den auf sie gerichteten Revolver, in der anderen ihre Gewehre. Er hatte sie bemerkt, als sie Melonen im Garten stahlen, und obwohl ihrer zwei waren, gelang es ihm, sie zu entwaffnen und nach der Farm zu bringen.

Als aber die Araber zu flehen anfingen, man möchte sie doch frei lassen, der Hunger hätte sie gezwungen, auf Diebstahl zu gehen, war Moischke der erste, der sich ihrer annahm; er erreichte, daß man sie losließ und ihnen die Gewehre zurückgab.

und blauen Augen, die lebenslustig funkeln, springt hervor und beginnt zu tanzen. Seine Augen strahlen vor Lust und sein Tanz steckt so an, daß viele davon hingerissen werden und ihm im Tanzen folgen. Man faßt sich bei den Händen und die palästinensische „Horra" beginnt. Eine leidenschaftliche Schönheit liegt in diesem „Horra"-Tanz, eine Ekstase, der wilde Freudenausbruch von Menschen, die sich von einer Kette losgerissen haben.

Bald aber kam der „Toran" (der Arbeiter, an dem die Reihe ist, auf die Küche aufzupassen) und unterbrach die Freude. Er rief zu Tisch. Die Gesellschaft folgte ihm schnell und wurde ruhig, nur eine fröhliche Schar mit dem blauäugigen Jungen in der Mitte beruhigte sich nicht, sondern blieb die ganze Essenszeit über lustig und beweglich.

Ich sah die ganze Zeit den Arbeitern mit großer Neugierde zu, aber besonders der junge Bursche zog mich an. Es kam mir ganz seltsam vor: er war doch noch blutjung, wie kam er zwischen die abgerackerten Arbeiter von Daganja? Aber noch mehr wunderte ich mich, als der Wirtschaftsverwalter nach dem Essen die Arbeit für die kommende Wacht der Reihe nach unter die Arbeiter verteilte und dem Burschen einen
posten anwies.

Ich drückte dem Einteilenden gleich na
wunderung aus, wie er eine so verant
wie die Wacht, einem so jungen Mens
du kennst unseren Moischke (so na
antwortete er mir, „dem kannst
Arbeit übertragen." Ich üb

hatte. In der Zeit, die ich in Daganja verbrachte, gewann ich Moischke lieb. Er war der Typus eines an Geist und Körper gesunden Arbeiters. Er war ein Arbeiter, für den die Arbeit nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck war. Moischke fühlte instinktiv, was Palästina von ihm forderte, und in den sechs Monaten, die er im Lande lebte, wurde er ein musterhafter Mensch. Sogar unter den erfahrenen Arbeitern von Daganja zeichnete er sich aus. Kühnheit, Entschlossenheit und eine gewisse Beobachtungsgabe und Fähigkeit, sich in jeder Lage zu orientieren — die Eigenschaften, die den palästinensischen Arbeiter auszeichnen — entwickelten sich bei Moischke schnell.

Als ich einmal in Daganja übernachtete, weckte mich frühmorgens ein Geräusch. Ich stand auf und sah Moischke mit einem erhobenen Revolver dahinschleichen. Ich dachte, er ziele auf eine Schlange, und wartete auf den Schuß. Mehr als eine Viertelstunde ging vorüber und Moischke hatte sich noch immer nicht umgedre[illegible]ng hinaus ihn suchen. Da ka[illegible]wei Ar[illegible] und hinter ihnen — Mo[illegible] eine[illegible]uf sie gerichteten Revolve[illegible]deren[illegible]. Er hatte sie bemerkt, als [illegible] im [illegible] und obwohl ihrer zwei waren, [illegible] ih[illegible]affnen[illegible] der Farm zu

[illegible] a[illegible]u fle[illegible] man möchte sie [illegible]nge[illegible]wungen, auf Dieb[illegible]oi[illegible]er sich ihrer annahm; [illegible]an[illegible]ihnen die Gewehre zu-

Moischke war nicht nur ein mutiger Wächter, sondern auch ein guter Arbeiter. Er arbeitete flink und leicht. Während der Arbeit hatte er einen ernsten Gesichtsausdruck, sein Blick war vertieft, er sah dann weit über seine Jahre alt aus. Mittags aber erscholl im Hofe wieder Moischkes fröhlicher Gesang und er tanzte ins Eßzimmer herein. Vor uns stand wieder der gute, liebenswürdige Moischke, Moischke der Junge.

In der freien Zeit traf ich Moischke in der Bibliothek von Daganja. Wenn er beim Lesen etwas nicht verstand, wandte er sich gern um Erklärung an seine Kameraden, nahm, was ihm gesagt wurde, auf und bemühte sich, es zu behalten.

In allem zeigte sich seine reine Seele und ehrliche Natur, es war unmöglich, ihn nicht liebzuhaben.

Einmal erkrankte ich an einem schweren Fieber. Ich lag einige Tage fast bewußtlos. Nachts erwachte ich und sah Moischke um mich. Aus seinen Augen sprach so viel Mitgefühl und Freundschaft, daß es einem in der Seele warm wurde. Ich bat ihn, sich neben mich aufs Bett zu setzen. Damals erzählte mir Moischke von seinen palästinensischen Eindrücken.

Er erzählte mir, wie glücklich er hier sei, wie frei es sich atme auf den Feldern Palästinas. Er nahm das Leben sehr einfach, alles schien ihm klar. Das stimmte mich zuerst traurig, ich dachte nach, was aus ihm werden sollte, wenn er mit dem bösen Leben zusammenstoßen würde, wie es auf seine junge unberührte Seele wirken würde. Aber alsbald begann er selber von den negativen Seiten des Lebens in Palästina zu sprechen. Er wußte von dem Schlechten, aber das entmutigte ihn nicht, sondern rief in ihm die Lust wach, es zu verbessern,

zu reinigen. Er glaubte stark an seine eigenen Kräfte, an die Kräfte seiner Genossen und an die Kraft des jüdischen Volkes, das am Ende doch zu neuem Leben erwachen werde.

Stolz und kraftvoll klang seine Stimme, als er von der Zukunft des jüdischen Volkes in Palästina sprach. Da stand vor mir nicht der fröhliche Moischke, den ich zuerst im Eßzimmer in Daganja gesehen hatte, sondern ein stolzer Jude, ein Mensch, der seinen Weg im Leben hat.

* * *

Am Sabbat, den 22. Cheschwan 5674 (1913) ritt Moischke auf einem Maultier nach Milchamja, einem kranken Genossen Medizin zu bringen. Alles in allem ist es eine Stunde Wegs. Einige Stunden vergingen, es wurde schon Nacht und Moischke war noch immer nicht zurück. Man wurde noch unruhiger, als man das Maultier sah, das allein ohne Moischke nach Daganja zurückkam. Ich arbeitete damals in Kinnereth, eine Viertelstunde Wegs von Daganja. Als Leute aus Daganja kamen und erzählten, daß Moischke noch immer nicht zurück sei, beunruhigte sich niemand von uns. Wir wußten, Moischke kann seinen Mann stehen. Als es schon ganz finster war, wurden aber doch alle unruhig. Wir zerstreuten uns auf allen Wegen, Moischke zu suchen. Mitternachts fanden wir ihn, tot.

In einem ungleichen Kampfe ist Moischke gefallen, aber er hat sich für sein Leben teuer bezahlen lassen.

Als er von Milchamja zurückkehrte, überfielen ihn unterwegs sechs arabische Räuber, die ihm sein Maultier wegnehmen wollten. Sie verwundeten ihn nach kurzer Zeit mit einem Gewehrschuß. Moischke fühlte sofort, daß er aus ihren Händen nicht mehr lebend davonkommen würde, aber sein

Tier gibt ein jüdischer Arbeiter, solange er lebt, nicht weg. Moischke sprang von dem Maultier herab, gab ihm einen Peitschenschlag, trieb es nach Hause und blieb allein zurück, mit den sechs Räubern zu kämpfen. Bis zur letzten Kugel hielt er gegen sie stand. Von den sechs Arabern blieben nur vier übrig, zwei fielen durch seine Kugeln. Aber der Kampf war zu ungleich. Niemand von uns hörte die Schüsse und kam zu Hilfe, und so fiel Moischke.

N. Kamenezki.

Ein Brief.

Skwira, den 7. Teweth 5674.

Geehrte Kameraden, Gruppe von Daganja!

Ich habe Euren teuren Brief, mit Tränen und Blut geschrieben, erhalten. In ihm habe ich wahre Worte gefunden, wie sie aus liebendem Herzen kommen, von Freunden, die durch einen herzlichen Bund, der nicht zerrissen werden kann, miteinander verbunden sind.

Teure Kameraden! Was wir nicht erwarteten, ist geschehen. Ein großes Unglück ist über uns hereingebrochen, aber ich glaube, Euer Geist wird nicht sinken und Ihr werdet nicht zurückweichen — fern sei es! Im Gegenteil! Ich hoffe, das Andenken an meinen verstorbenen Sohn wird Euren Mut und Stolz noch stärken, in dem heiligen Kriege auszuhalten, bis wir unseren großen Gedanken verwirklicht haben werden, für den mein Sohn in Eurer Mitte sein Blut und Leben geopfert hat.

Brüder! Nicht nur Euch danken für Eure Teilnahme an meinem Schmerze, sondern auch Euch trösten will ich, denn

mein Schmerz ist ja auch Euer Schmerz. Hoffen wir allesamt, daß das Blut unseres großen Opfers, das Blut meines Sohnes und Eures Bruders Mosche wohlgefällig aufgenommen, werde und vielleicht dies das letzte Opfer sei auf dem Altar unsers Gedankens.

Mit Zionsgruß und Trostspruch

Euer Verehrer, der hofft, Euch noch kennen zu lernen

Hersch Barski.

Josef Salzmann

Es war im Winter 5672, nach der russischen Revolution. Wie bei Verliebten, die mit einemmal ernüchtert worden sind, herrschte matte Leere. Ein Teil wandte sich engen persönlichen Interessen zu, ein anderer rettete sich in die Kunst, in den Ästhetizismus. Eine charakterlose, eine Verlegenheitszeit war es.

Für die wenigen, die auch früher, in der Revolutionszeit, mit Palästina verbunden waren, rückte Palästina noch näher und wurde noch wesentlicher.

In der Revolutionszeit war man sehr benommen gewesen. Palästina war damals nicht mehr als eine ferne Abstraktion, eine Art Mischung von Chederromantik und dem Alptraum des Golus ... Palästina war unklar und fern.

Als der russische Vormessias, die Revolution, nichts brachte, erwachte ein neues Interesse für Palästina. Man wollte das Land kennen lernen und mehr davon wissen.

Des weiteren lockten die häufigen Grüße, die von dort her kamen, Grüße, in denen eine Note von Selbstvertrauen und Stolz mitklang, noch mehr und riefen „dahin, wo ..." In dem stumpfen Winkel der Gesangvereine „Hasamir" und



der „Literarischen Gesellschaften" wurde es tödlich langweilig. Palästina winkte von fern; vielleicht war dort etwas freiere Luft zum Atmen ... vielleicht ein wenig Heimatlichkeit für einen ... ein Tropfen Ruhe für die jüdische Seele ...

* * *

In jenem Winter kam Josef Salzmann aus Palästina nach Warschau, um sich zur Musterung zu stellen. Er war hellblond, breitschultrig, und hatte ein noch helleres und breiteres Lächeln. Seine goldfarbenen, von der Sonne verbrannten Locken, die ihm über die Stirn hingen, und seine einfache, nicht warschauische Kleidung zeigten, daß er ein Fremder war.

Seine Ankunft war für mich in jener Zeit ein Ereignis. Ich hatte mich noch nie so wie damals nach einem frischen, unmittelbaren Gruß aus Palästina gesehnt. Aber ich fühlte schnell, daß Jossel nicht der Mann zum Erzählen war. Von einem Land erzählen kann vielleicht der Tourist und der Neuling, dem dort Eingelebten aber fällt es schwer. Er bemerkt die Eigenart seiner Umwelt nicht so gut, ihm kommt alles natürlich und gewöhnlich vor. Besonders Jossel, der die Atmosphäre und die leisen Nuancen Palästinas nur fühlte, konnte nicht erzählen.

Einmal brachte ich Jossel mit einem Zionisten zusammen. Der, ein richtiger Kaufmann, begann nun auszufragen: Was für Geschäfte kann man drüben machen? Wieviel verdient ein Krämer? Ein Arbeiter? Wie teuer ist ein Pud Weizen oder Hafer? — Jossel zuckte mit den Schultern und wußte nicht, was er mit dem Juden anfangen sollte. „Weiß ich? Mal ist es teurer, mal billiger, mal verdient man mehr, mal weniger. — Was soll eigentlich die Fragerei?" Die beiden konnten nicht miteinander reden. Für Jossel war das keine Statistik und auch kein Bündel von Problemen, sondern eine Herzensangelegenheit, das Geheimnis seines Lebens ...

Er erzählte wenig von Palästina, aber in seiner ganzen Haltung, in seinem Lachen und Singen sprach es sich deutlich aus, daß er unter einem anderen Himmel, mit anderen, fernen, nicht hiesigen Interessen lebte.

Wir befreundeten uns. Er nannte mich bei meinem hebräischen Namen „Zwi" ... Aus seinen abgerissenen Bemerkungen, gelegentlich erzählten Episoden ging mir allmählich die tragische Schönheit des Lebens auf, das die jüdischen Arbeiter und Wächter in Palästina führen.

Natürlich, es war nur dunkel zu fühlen, aber es zog und beunruhigte ...

Es ist nur eine Kleinigkeit, aber sie blieb mir im Gedächtnis.

In Warschau liebte ich die „Chowewe Ssphath Ewer" nicht sehr mit ihrem Schalomschreien. Da lag etwas Faules drin. Aber einmal verabschiedete sich Jossel auf der belebten, wirren Gensastraße von mir, drückte mir gut brüderlich die Hand und rief laut „Schalom". Diesmal klang das Schalom so sympathisch, mit einer ganz anderen Fröhlichkeit, einer Frische des

Klanges, mit dem Ton eines lebendigen Menschen. Und eine nebelhafte Hoffnung lächelte: Hebräisch in Palästina ist... ich weiß nicht wie — aber anders, anders als hier.

* * *

In jenem Winter wohnte ich in Falenice, einem Waldort bei Warschau. Chanukka war ein Kinderfest in der Falenicer Schule. Einige gute Freunde fuhren aus Warschau zu mir heraus, den Chanukkaabend in einer Winterfrische zu verbringen. Unter ihnen Gegner, Neutrale — persönliche Freunde. Die stille freie Winternatur in der Umgebung und die herzliche Jüdischkeit des Kinderfestes stimmte uns alle gut.

Man verbrachte den Abend bei mir, fühlte sich wohl und heimisch. Wir waren außergewöhnlich gut aufgelegt. Selten werden Menschen plötzlich „ohne Grund" so gut, lieb und hell...

Damals waren jiddische Volkslieder sehr in der Mode. Wir sangen und sangen, aber am allermeisten hörte man Jossel. Seine helle Stimme, sein breites, freies Lachen und seine chassidische Inbrunst teilten sich der Gesellschaft mit und es war, als wenn sie von irgendwoher riefen und winkten... Den „Palästinabauer" nannte ihn die Gesellschaft.

Ein Liedchen sang Jossel mit besonderer Kraft und Liebe. Das war eine Nachahmung eines gewissen Volksliedes:

Mejnt nit, jiden, as s'is lezones
Unser arbeit, unser mih,
Erez Jisroel beneemones
Wet sein unsers, spät zu frih.

(Glaubt nicht, Juden, unsre Arbeit
Sei ein Witz nur, unsre Müh —
Palästina wird in Wahrheit
Unser sein, spät oder früh!)

Ohne Rhythmus, ohne Takt! Aber bei Jossel, in seinem begeisterten Singen fühlte man den Rhythmus, die innerliche stumme Trauer, die in den Worten fehlte ... Alle singen es begeistert und sehnsüchtig nach:

Mejnt nit, jiden, as s'is lezones
Unser arbeit, unser mih,

Er wurde traurig und ärgerlich. Eine heilige Arbeit, eine große Mühe ... und Juden, Juden treiben ihren Spaß damit, machen Witze ...

Spät nachts zum letzten Zug nach Warschau begleiteten wir die Gesellschaft mit der Melodie. Rissen die Juden aus dem Schlaf ... Aus allen Wagen liefen sie zusammen, um das Wunder zu sehen. Kühne jüdische Stimmen mitten in der Nacht auf einem leeren, stillen Bahnhof ...

Und meine Freunde witzelten: „Was sagst du dazu? — Jossel! Er hat uns gar nach Palästina geschleppt ..."

* * *

Jossel blieb einige Tage bei mir in der Winterfrische.

Ein sonniger Morgen in einem Fichtenwald. Weißer, ganz weißer Schnee liegt. Wir gehen spazieren, frisch, hell und gut, hin und her. Wir gehen und schweigen.

„Jossel, so etwas gibt es in Palästina nicht?"

„Ja, so etwas gibt es dort nicht."

„Wie, gar kein Wald?"

„Ja, in Chedera ... Aber das ist es nicht ..."

Es wird unheimlich ...

Nach einer langen Pause breche ich das Schweigen.

„Weißt du, Jossel, fremd, entsetzlich fremd fühle ich mich hier. Überall, wo man hinkommt, im Tram, in der Eisen-

bahn, durchbohren dich scharfe Spieße, Blicke voll Haß und Judenfeindschaft ... Vor einiger Zeit an einem grauen, bedeckten Abend war es ... ich strich in den Straßen herum ... Zwei polnische Arbeiter kommen von der Arbeit in einer jüdischen Villa. Ich hörte ein Stück ihres Gesprächs. ‚Sonntag ist der polnische Laden auf jener Straße zu, und bei einem Juden ... der kann schwarz werden, ehe ich bei ihm kaufe ...‘

Nun, und die Juden mit ihren Stöcken und sonderbaren wilden Bewegungen, die sich den ganzen Tag über auf dem Bahnhof herumtreiben, mit Häusern schachern, die sie in ihrem Leben nicht einmal angesehen haben, einander belügen und betrügen und zum ‚Rebben‘ laufen ... Und ihre Töchter, die sie hinter ihrem Rücken auslachen und Polnisch sprechen ... es steht schlecht, Jossel ..."

Er schwieg eine lange Weile, dann sagte er mit einem traurigen Glanz in den Augen:

„Höre, Zwi, komm, fahr mit mir zusammen nach Haus ..."

„Was soll ich dort machen, Jossel?"

„Arbeiten."

„Und meine Gesundheit?"

„Hm ... Das ist etwas schwierig. Aber du wirst den Winter über hier bleiben, dann das warme Klima von Palästina ... es wird schon gut werden, du wirst gesund werden und arbeiten ..."

* * *

Vor Purim fuhr er nach Krakau, seinen besten und liebsten Freund J. T. mitnehmen. „J. kann und muß nach Palästina gehen. Er wird dort seine Ruhe finden," sagte er mir, bevor er abfuhr. Ich erhielt von ihm noch einige Briefe aus Krakau.

In einem der Briefe bat er mich, ich solle einige Freunde mit hinübernehmen, man brauche dort frische Kräfte.

Nach Peßach kamen wir beide ungefähr zu gleicher Zeit in Palästina an. Er über Triest nach Haifa, ich über Odessa nach Jaffa.

* * *

Zwei Jahre waren wir beide in Palästina und haben uns noch nicht einmal gesehen. War es ein Zufall? Nein. Ich weiß, warum, und will es nicht verschweigen.

Bald, nachdem ich in die Kolonien Judäas gekommen war, überzeugte ich mich, daß zum Landarbeiter und erst recht nicht zum Wächter, meine Kräfte nicht reichten. Es wurde mir trübe ums Herz. Es ist nicht schön für einen, wie ein Zuschauer, wie ein beiseitestehender Mensch unter den Arbeitern zu leben. In Palästina herrscht eine Art Kriegszustand; bei Nacht mit der Flinte und bei Tag mit dem Pflug. Die „goldene Feder" ist dort ein Luxusgegenstand und der berufsmäßige Intellektuelle beinahe überflüssig.

Noch peinlicher und schwerer ist es für den, der weiß und fühlt, daß der ganze Wert und Sinn von Palästina nur in der jüdischen Landarbeit liegt.

Nun wäre die Begegnung mit Josef Salzmann das schwerste für mich gewesen. So mied ich ihn...

In der ganzen Zeit bekam ich im ganzen zwei, drei Grüße von ihm. An einen der Grüße erinnere ich mich noch.

In den hohen, abgeschlossenen und einsamen Bergen um Jerusalem war damals eine neue jüdische Farm gegründet worden — Kfar-Urja. Der alte Gordon und seine Ge-

nossen waren die erste „Gruppe“ von jüdischen Arbeitern, die dorthin gingen.

Kfar-Urja wurde ein Stück Sabbat, eine Art „Feiertagsseele“ der jüdischen Arbeiterschaft Palästinas. Mit besonderer Ehrfurcht und Liebe sprach man den Namen aus. In der „Gruppe“ war auch Josef Salzmann.

Einmal trifft es sich, daß der düstere und nüchterne Brenner in Kfar-Urja bei seinem Freunde Gordon übernachtet. Wie er nach Jerusalem zurückkommt, frage ich ihn:

„Nun, wie steht es in Kfar-Urja?“

„Oh, Kfar-Urja!“

„Habt Ihr dort jemand kennengelernt?“

„Nein, nur von weitem Josef Salzmann die Pferde ausspannen sehen, als er abends vom Felde kam; T. gesehen. Ja, es gibt unter den Juden doch noch ein paar gute junge Leute ... Ah, Kfar-Urja ...“

Ich bekam von Jossel keine andere Nachricht mehr bis zu dem Tage, wo die Redaktion der „Achduth“ die Kunde von Kinnereth bekam ...

* * *

Vor Peßach fuhr ich nach Galiläa. Der stille Einfluß der Ebene Jesreel, die hohen und friedenspendenden Berge, die heilige Treue der arbeitenden Brüder und Schwestern, die neuen Kornfelder von Daganja und das blaue Wassermärchen Kinnereth berauschten mich. In meinem Kopfe mengten sich geschichtliche Reminiszenzen — „Galiläa war mit Dörfern bedeckt und sah aus wie eine Stadt“ — mit der Wüstenei der Berge und Täler; die stillen sonnigen Dörfer, die einzelnen Farmen, die Strecken gesäter Erde schienen einem kindlich

hell und fröhlich entgegen ... Die verstreuten Strahlen des Aufbauens und Belebens lächelten, munterten auf und versprachen ... Das Herz wurde übervoll, und die Lippen segneten leise die einsamen Brüder und Schwestern aus Galiläa ... Wie Mönche in die Berge eingeschlossen, die große Liebe zu Volk und Land im Herzen, leisten sie bescheidene hingebungsvolle Arbeit.

Ich ging von Dorf zu Dorf bis Kinnereth. Hier sollte ich zum ersten Male Josef Salzmann in Palästina treffen ...

* * *

Auf dem Wege von Kinnereth nach Bethania liegt zwischen bebauten Feldern ein einsames, umzäuntes Grab. Innen wachsen Bäume, ringsherum ist es hell und sonnig, ruhig wie der Tod und vielleicht wie das höchste Lebensglück ...

Josef Salzmanns Grab.

Tagtäglich gehen seine Arbeitsgenossen daran vorüber, aufs Feld und vom Feld ... Der Blick fällt aufs Grab, umdüstert sich eine Weile ... Wer kann wie die palästinensischen Arbeiter seinen Kummer tief verbergen und schweigen ...

Dort verbrachte ich einige Stunden. Es ist unaussprechlich, was jene wenigen Stunden für mich gewesen sind.

Als ich von dort wegging, traf ich seinen besten Freund T., wie er auf einem vollen Getreidewagen fuhr. Unsere Augen begegneten sich und teilten wie zum erstenmal einander die traurige Botschaft mit. Das Grab tauchte zwischen uns auf.

Alexander.

Jizchak Turner

Biographische Notiz.

Als 13jähriger Junge kam er 5665 nach Palästina und trat in die zweite Klasse des Jaffaer Gymnasiums ein. Seine Eltern ließen in Lodz eine Tuchfabrik und kamen nach Palästina, um ihren Kindern eine nationale Erziehung zu geben. Eine finanzielle Krise zwang die Eltern, nach Lodz zurückzukehren, und der junge Turner mußte nach drei Jahren das Gymnasium verlassen, mit dem er schon eng verbunden war. In Lodz gaben ihn die Eltern in eine technische Schule, der Vater wollte, daß der Sohn Webemeister werde, um später die Fabrik übernehmen zu können — aber der junge Turner sehnte sich zurück ins Jaffaer Gymnasium. Die Eltern erlaubten es nicht, aber es zog Jizchak fort, und nichts konnte ihn hindern. Er überwarf sich mit seinem Vater und ging nach Jaffa zurück. In kurzer Zeit holte er die Kameraden, die er vor zwei Jahren verlassen hatte, wieder ein und wurde in die sechste Klasse versetzt.

Inzwischen entwickelte sich das Jaffaer Gymnasium. Aus der unbemerkten Schule in einem kleinen Häuschen in einer

versteckten arabischen Gasse in Jaffa mit einer unbedeutenden Schülerzahl und zwei bis drei Lehrern wuchs das prachtvolle Gymnasium in der Hauptstraße von Tel-Awiw hervor mit einem großen Lehrerpersonal und Hunderten von Schülern aus allen Ecken der Welt. Das Gymnasium wurde das Zentrum von Jaffa, und die Straßen von Tel-Awiw füllten sich mit gesunder, neuer Jugend, die sich in dem großen Kulturwerk konzentrierte. Die Gymnasiasten wurden die Lieblingskinder des neuen jüdischen Stadtteils. Sie fühlten, daß man große Hoffnungen auf sie setzte, wollten irgend etwas unternehmen und wußten nicht was.

Vereine auf Vereine wurden gegründet, „Probleme" mit Begeisterung und Feuer diskutiert, man suchte einen Weg und wußte nicht, wo man anfangen sollte. Damals vereinigte sich eine Gruppe von Schülern der siebenten Klasse und beschloß, das Gymnasium zu verlassen und aufs Land arbeiten zu gehen. Einer von ihnen war Turner.

Im Gymnasium verhielt sich Turner sehr skeptisch zu den dauernden Vereinsgründungen seiner Kameraden, obwohl er selber dabei mit obenan stand. Er lachte über die Vereinsmeierei. Er konnte die hohen und leeren Phrasen nicht vertragen, die die Versammlungen füllten. Er suchte wirkliche Arbeit — und fand sie. Ohne viel Worte zu machen, entschloß er sich, Arbeiter zu werden und blieb seinem Beschluß bis zum letzten Augenblick treu. Ein Teil seiner Kameraden bestand die Prüfung nicht und ging wieder ins Gymnasium zurück — Turner aber hielt aus.

Vom Gymnasium ging Turner nach Chedera, wo er in der Versuchsanstalt arbeitete; das aber befriedigte ihn nicht,

er ging nach Karkur und wurde dort Wächter. Die Briefe, die er von dort an seine Freunde sandte, atmeten Freude und Begeisterung. Endlich hatte er sein Ziel erreicht.

Inzwischen kehrten die Eltern nach Palästina zurück und sahen ihr „Unglück" — was aus Jizchak geworden war. Der Vater drang in ihn, er solle solche „Narrheiten" lassen, er schlug ihm vor, sich ein Grundstück zu kaufen und Kolonist zu werden — Jizchak wollte auf nichts hören. Er ging nach Galiläa, um Wächter zu werden. Als Mitglied beim „Haschomer" anzukommen, war sein höchster Wunsch. Aber man muß lange Zeit bei der Wacht gewesen sein, um als vollberechtigtes Mitglied aufgenommen zu werden können. Turner jedoch lag der Wacht mit solchem Eifer ob, daß er noch vor dem gesetzlichen Termin aufgenommen wurde.

Für kurze Zeit kam Turner nach Jaffa, die Kameraden und Eltern besuchen.

Die Eltern drangen wieder in ihn, er solle Kolonist werden, aber Turner war entschlossen, wieder zur Wacht zurückzukehren. In der Wacht fand er den Sinn seiner Existenz, das Allerheiligste seines Ichs. Auf den Dünen am Meeresgestade traf er sich in den verträumten Nächten mit seinen früheren Mitschülern und erzählte vom Leben der Wächter in Galiläa, von dem Zauber der galiläischen Nächte — und die Kameraden verschlangen neidisch seine Worte und fühlten sich so fremd und verloren dem Manne gegenüber, der den Mut hatte, das Werk zu tun.

Turner blieb nicht lange in Jaffa. Das städtische Leben war so spießbürgerlich, so leer, die Eltern verzweifelten schon an ihm; so kehrte er zur Wacht zurück. Er ging auf die Wacht nach

Chedera und erkrankte. Die Wacht wurde für seine Gesundheit gefährlich. Seine Freunde baten ihn, er möchte ausruhen — aber man fürchtete sich, ihm den Grund mitzuteilen. Jizchak hörte nicht auf sie und ging krank auf die Wacht. Sein Zustand wurde ernster, man mußte ihn operieren.

Turner quälte sich noch eine Weile — er ging nach Tiberias und dort fand er seine ewige Ruhe ...

Erinnerungen.

Vor zwölf Jahren trafen wir uns zum erstenmal. Wir kamen beide, um den ersten Tag in der Handelsschule des „Handelsgehilfenvereins" in Lodz zu lernen, beide in einer Klasse, auf einer Bank.

Wir näherten uns einander schnell, und es dauerte nicht lange, bis wir gute Freunde waren.

Eine kurze Zeit ging vorüber, wir lebten uns in der Schule ein und fühlten uns heimisch in ihr. Eine kleine Schar von Schülern beschlossen wir, die Mitschüler im revolutionären Sinne zu beeinflussen, die Schüler den Volksmassen und der Revolution zu nähern. Einer der Vereinsgründer war Turner. Er war damals noch lange kein Revolutionär. In einer vermögenden Lodzer Kaufmannsfamilie aufgewachsen, wußte er nichts von der Straße und den Nöten des Volks. Aber schon damals zog es ihn dorthin, in die Welt der Massen. Der Verein wurde gegründet, und Turner beteiligte sich sehr intensiv an ihm. Seine Freundschaft gab uns viel. Er war das wahrhafte Beispiel getreuer Kameradschaft und wurde oft als Vorbild genannt. Dafür vergalten wir ihm mit etwas anderem; aus unserem Gedankenkreis, aus der Schüler-

organisation der „Poale Zion" brachten wir in unseren Verein den revolutionären Geist und verbreiteten ihn unter unseren Mitschülern. War es doch jener feurige revolutionäre Enthusiasmus, der Turner so von Ort zu Ort trieb und ihm keine Ruhe ließ, bis er ihn nach den grünen Feldern Galiläas und zur jüdischen Wacht brachte.

* * *

Wenn man nach Palästina kommt und das Schiff einen in Jaffa entläßt, geht man zu allererst nach dem neuen jüdischen Stadtviertel — nach Tel-Awiw. Kommt man nach Tel-Awiw und bewundert dieses schöne jüdische Ghetto, sieht man zu allererst das hebräische Gymnasium. Tel-Awiw ist die Krone der Stadt, und die Krone von Tel-Awiw ist das hebräische Gymnasium. Beinah tausend jüdische Kinder aus allen Weltteilen gehen tagaus tagein ins Jaffaer Gymnasium, und wenn sie aus der Schule herauskommen, gehen sie nicht mit krummen Rücken und finstern Gesichtern — denn nicht in einer fremden Schule verbringt er, der jüdische Schüler in Palästina, seine Jugend, sondern in der jüdischen Schule, wo er von seinen, nicht fremden Lehrern sein eigenes Wissen und auch die Treue gegen seine Ideale lernt. Hier trat auch Turner nach seiner Ankunft in Palästina ein. Er war ein guter Schüler, gewöhnte sich schnell an die Schule, noch schneller aber gewöhnten sich die Schüler an ihn. Turner war ein tapferer Bursche mit vollen roten Backen und schönem blonden Haar. Er ähnelte mehr einem schönen jungen Mädchen.

„Fein ist es, ins Jaffaer Gymnasium zu gehen! Wohl dem Schüler, dem es gewährt ist," sagte Turner oft, „aber nur ... es ist irgendwie noch nicht das richtige."

Die Tage krochen langsam dahin. Die Ferien kamen, wo keine Schule ist und das Gymnasium einen Ausflug macht, eine Wanderung nach Galiläa. Hunderte Kinder aus den höheren Klassen wandern zu Fuß durch das jüdische Galiläa. Die Arbeiter und Kolonisten nehmen die Stadtjugend gern auf, man veranstaltet kleine Feste den Gästen zu Ehren. Der Schüler geht über die Felder Galiläas und sieht, wieviel Schweiß und Blut in ihnen liegt, doch — die Bäume blühen schon, es sprossen schon die Ähren... Und Verlangen ergreift den jüdischen Schüler: wie gut ist es hier! Hier, zwischen den frischen Bäumen der Ebene Jesreel, hier, in dem Tal des stillen Kinnerethsees — wie gut geht sich's hier langsam hinter den Maultieren, wenn man ackert und das Glück und die Zukunft des Volkes aussät...

Abends gehen die Ausflügler vor die Kolonie und sehen in der Ferne den Schatten des jüdischen Wächters. Er steht auf der Wacht, er schützt die Kolonie. Nein, er schützt die Ehre des Volkes. Fremde beschützten uns früher, wir konnten uns nicht einmal selber schützen. Der jüdische Schüler sieht seinen Bruder auf der Wacht und neidet es ihm — glücklich der, der das erreichen kann...

Der Schüler unterhält sich mit ihm.

„Schwer ist die Wacht," sagt der Wächter, „die Nächte sind finster und naß und Diebe gibt's viele, Räuber, die nicht sehen können, wie wir uns emporarbeiten, als Menschen zu leben anfangen. Und nachts, gerade in den stockfinsteren Nächten, wo es am nassesten ist, überfallen sie uns in der Hoffnung, daß wir zu solcher Zeit nicht auf der Wacht stehen. Das wollen wir

ihnen abgewöhnen. Wir haben ein Mittel gegen sie", und er nimmt das Gewehr von der Schulter...

„Wenige sind wir," fährt der Wächter fort, „gezählt, aber wir warten. Es werden noch viele Brüder zu uns kommen, junge, solche wie ihr, die werden kommen..."

So geht die Schülerschar über die jüdischen Felder, saugt den frischen, gesunden Duft der jüdischen Arbeit in sich ein, und in der Erinnerung spinnen sich tiefblaue Horizonte und locken dahin und locken...

Das „Gymnasinm" kommt von dem Ausflug heim und geht wieder ans Lernen, an die Bücher. Aber das Herz ist unruhig, das Feld steht vor der Erinnerung...

Sechs Schüler des Jaffaer Gymnasiums verließen die Schule und gingen in die Kolonien arbeiten. Einer von den sechs war Jizchak Turner. Als er auf dem Lande gewesen war und die Arbeit und Wacht gesehen hatte, wurden ihm die Wände der Schule zu eng. Er mußte hinaus, Schüler wollte, konnte er nicht mehr bleiben.

„Ich will nicht mehr aus Büchern lernen, ich will arbeiten, wachen lernen", das war sein Abschiedsgruß ans Jaffaer Gymnasium, das er so geliebt hatte.

Turner ging aus der Schule ins Leben. Aber wohin? Wohin sollte er gehen? Arbeiten? Nein! Dahin wollte er gehen, wo es am gefährlichsten, am schwersten ist, denn dorthin gehen wenige, und viele sind vonnöten. Und er überlegte nicht lange. Er wurde Wächter, denn er wußte, daß die Schar der Wächter am kleinsten war und mehr als andere treue und ergebene Menschen zur Wachtarbeit brauchte.

Turner wurde Wächter. Zuerst sah man von allen Seiten auf ihn. Einige lachten ihn aus. So ein Junge, an die Bücher gewöhnt! Aber eine kurze Zeit verging, und Turner wurde einer der besten und treuesten Wächter in Galiläa.

In der Nationalbibliothek in Jerusalem las einmal, an einem Sabbat, ein bekannter hebräischer Schriftsteller eine seiner Erzählungen vor. Plötzlich kamen einige junge Leute mit Reif und Turban herein, richtige Fellachen. Das Publikum drehte sich um und musterte sie verwundert. Ich erkannte alsbald Turner. Turban und Reif standen ihm viel besser als die Gymnasiastenmütze.

„Schalom, Turner! Wie geht's dir?" Aber Turner sprach nicht viel. Er war vom Lande gekommen, um eine Zeit in der Stadt zu verbringen. Unterwegs hörte er, P. lese heute hier vor, und kam mit seinen Genossen her, „um auch etwas aufzufangen".

„Bei uns, verstehst du mich, hört man dergleichen nicht. Bei uns gibt's Pferde und Mausergewehre ..."

Nach einem halben Jahr ging ich mit einigen Arbeitern und einem Kolonisten von einer Kolonie nach einer anderen. Unterwegs, zwischen Kinnereth und Jawneel trafen wir Turner.

„Schalom, Turner! Wohin gehst du?" fragte einer von uns.

„Ich gehe nach Jawneel. Meirke ist noch nicht ganz gesund. Du weißt doch, er leidet von jenem Überfall her noch am Fuß. Nun gehe ich hin. Erst jetzt bekam ich von unserem Bevollmächtigten die Weisung, hier an seiner Stelle die Wacht zu übernehmen."

Ich sah ihn näher an. Er sah jetzt viel gesünder aus als früher. Die freie Landluft hatte ihn stark und kräftig gemacht.

* * *

Nach etwa einem Jahr sah ich ihn wieder. Diesmal aber nicht zwischen den Bergen, in Galiläa, sondern in der Stadt.

Schwer ist das Leben des jüdischen Wächters in Palästina. Schwerer noch für den, der in einer ganz anderen Welt, nicht in der Welt der Arbeit aufgewachsen und erzogen worden ist. Schön und ruhig sind die Sommernächte in Palästina. Desto stürmischer und wütender aber die dortigen Winternächte. Und wenn du wissen willst, was das heißt, jüdischer Wächter sein, dann gehe in einer Kolonie spät, nach Mitternacht, in einer regnerischen Winternacht hinaus. Die Kolonie liegt in tiefem Schlaf. Nur einer wacht — der Wächter! Die Winternacht bringt ihm Fieber und Erkältung, zerbricht seinen Organismus. Aber was soll man tun? Man steht auf der Wacht, man muß es ertragen; es werden leichtere Nächte kommen.

Man muß. Das ist kein Müssen von außen, sondern eigenes, innerstes. Und in Turner hatte das Müssen schon tiefe, tiefe Wurzeln geschlagen. Mehr als einmal fühlte er sich fiebrig und krank, aber man kann es sich nicht immer leicht machen und zu Haus bleiben.

„Und wer wird heute auf die Wacht gehen an meiner Stelle?"

Nein. Man muß sich über all dies erheben, alle die „Kleinlichkeiten" vergessen. Man muß die Flinte nehmen, sie laden und fortgehen — hinter die Mauer.

Turner führte das wirklich aus. Oft kränkelte er und mochte doch nichts davon wissen. Aber er war schon zu weit gegangen,

von einer Erkältung zur anderen, und dabei richtete er auch noch seinen Magen zugrunde. Er mußte sich an einen Arzt wenden. Erst jetzt erfuhr er, seine Krankheit sei ernst und er müsse operiert werden. Er kam nach Jaffa, wo seine Eltern wohnten.

Er kam zu mir, schon nicht mehr der frühere Turner. Die vollen Wangen waren eingefallen, der ganze Körper dürr und mager.

„Ach, Turner, krank bist du?"

„Krank! Ach was, es ist nichts! Ich will mich nur operieren lassen und dann sofort zurück zur Wacht! Aber ich muß noch eine Weile warten, bis ein Platz im Spital frei wird."

Turner sah bleich aus, seine Augen waren gebrochen. Er litt. Zu seinem physischen Leiden kam noch ein vielleicht größerer Schmerz hinzu: „wer weiß, ob nicht dort bei uns jetzt ein Wächter fehlt?" ...

Mein Bruder, ein junger Kolonist in Kinnereth, war auch dabei. Turner fragte ihn voller Ernst und Treue, genau und ausführlich über alles und jedes aus, besonders aber über die Pferde und Maultiere, wobei er jedes einzelne Tier mit Namen nannte: Was macht Chemda, was macht Abbir?..

Er saß einige Stunden bei uns und ging dann weg. Und es wollte mir durchaus nicht in den Kopf, daß ich den lieben Turner zum letztenmal gesehen haben sollte.

Awtalion.

Berl Clay

Biographische Notiz.

Man konnte nicht fassen, daß es wahr sein sollte, als aus Palästina die Nachricht kam, der Genosse B. Clay weile nicht mehr unter den Lebenden.

Der große, starke, gesunde Clay, mit den breiten Schultern, der gesunden Brust und den starken Händen — der unerschrockene Clay mit seinem festen Charakter, seinem warmen Herzen und seiner lautern Persönlichkeit sollte so bald als Opfer einer mörderischen Hand gefallen sein! Hatte er nicht soviel gestrebt und gekämpft, um in Palästina leben zu können, und nun war er vor der Zeit in Palästina gestorben! Ich sehe ihn vor mir: lebhaft mit einem schwarzen Kopf, klugen, braunen Augen, ausdrucksvollem Mund und dem ruhigen entschlossenen Benehmen, wie er mit seiner ernsten Baßstimme von dem Ideal, das seinem Wege Licht spendete, zu mir spricht ...

„Ich habe im Leben nur ein Ziel," schrieb er mir von der Farm in Illinois, wohin er gegangen war, nachdem er die Landwirtschaftsschule in Woodbyne verlassen hatte, „das ich



verwirklichen will und werde, und das ist, mich als Landarbeiter in Palästina anzusiedeln." Ein sehr bescheidenes, aber schönes und erhabenes Ziel.

Und er verwirklichte es, leider nur zu kurze Zeit...

Es ist mir bis jetzt nicht gelungen, alle Ereignisse und Einzelheiten seines etwas geheimnisvollen Lebens zu sammeln, um ein vollständiges Bild der interessanten Persönlichkeit des Kameraden Clay geben zu können. Soviel uns bekannt ist, wurde Kamerad Berl Clay (Kultschinski) vor etwa 30 Jahren in einer Kolonie bei Melitopol geboren und empfing eine ziemlich gute Erziehung. Er war gut beschlagen in Jiddisch, Hebräisch, Russisch und Deutsch und liebte Feld und Wald wie ein richtiges Naturkind. Als er in seiner frühen Jugend in Jekaterinoslaw war, lernte er den Poale-Zionismus kennen und die Verwirklichung dieses Ideals wurde sein Hauptziel im Leben.

Nach einiger Zeit ging er nach Paris, wo er einige Jahre verbrachte und Französisch lernte. Dann wanderte er als Arbeiter auf einem Frachtschiff nach Kanada aus. In Kanada arbeitete er kurze Zeit mit der Axt im Walde und ging dann halb zu Fuß, halb mit der Bahn, nach den Vereinigten Staaten.

5666 (1906) kam er nach Boston und trat in den Poale-Zion-verein ein. Er arbeitete in einer Klavierfabrik in Cambridge (Massachusets) und betätigte sich auch im Cambridger Verein; er wurde zum Delegierten für Cambridge auf der Philadelphiaer Konferenz gewählt und ebenso später zu allen Kreis- und Staaten-Konferenzen entsandt. Als der „Unabhängige Arbeiterring" in Massachusets sich organisierte, trat er als Mitglied bei und führte einen dauernden Kampf für jüdisch-nationale Ideen, durch die sich der „Unabhängige" bis heute vor dem Neuyorker Arbeiterring auszeichnet.

Wir gingen oft bis spät in die Nacht auf der Brücke spazieren, die Boston mit Cambridge verbindet, und träumten und plauderten vom Ideal und der Partei. Einmal — erinnere ich mich — verplauderten wir uns und gingen nach Cambridge bis zu dem Hause, wo er wohnte. Als wir dort ankamen, schlug er uns vor, wir sollten mit hinaufgehen und noch ein wenig mit ihm zusammen bleiben. Als wir sein Zimmer betraten, erfuhren wir staunend, daß er auf den Bänken des Versammlungslokals des Arbeiterringes zu schlafen pflegte. Wir wußten, daß er es nicht aus Not tat, denn er hatte damals Arbeit und verdiente. Auf unsere stumme Frage, was das bedeute, antwortete er kurz:

„Man muß sich daran gewöhnen, wie ein Pionier zu leben."

In jener Zeit, das heißt vor etwa zehn Jahren, wimmelte es im jüdischen Amerika von Parteien und Organisationen. Im Sommer wurden fast jeden Sonntag im Franklin-Park unter freiem Himmel Meetings aller Organisationen und radikalen Vereine von Boston abgehalten. Damals spielte

sich auch die „Invasion“ von Bostoner Juden nach den Vorstädten Rocksbury und Dorchester ab, die in der Gegend des Franklin-Parks liegen. Die christliche Bevölkerung mußte sehr gegen ihren Willen die Häuser verlassen und der jüdischen Bevölkerung Platz machen. Einige versuchten, Widerstand zu leisten, um die Juden abzuschrecken.

Es war an einem schönen Sonntagabend, gerade bei Anbruch der Dunkelheit. Die Organisationen im Franklin-Park schlossen ihre Meetings und lagerten sich gruppenweise ins Gras. Auch wir Poale-Zionisten sammelten uns in einem Kreise, setzten uns in der Dämmerung hin, unterhielten uns und sangen Lieder. Da plötzlich sehen wir auf: eine Schar christlicher junger Leute strömte über den Park, sie attackieren eine Gruppe nach der anderen, schlugen, rissen Schmuck, Uhren und Hüte ab. Es entstand ein Tumult. Das Geschrei der Frauen schrillte über den ganzen Park, in der Finsternis konnte man zwischen Freund und Feind nicht unterscheiden, kurzum, es herrschte eine gräßliche Panik. Wir liefen zum Ausgang und suchten, soweit es möglich war, die Kameradinnen zu schützen. Einige von uns liefen nach der Polizei telephonieren. Als wir uns am Eingang wieder sammelten, merkten wir, daß Clay fehlte. Wir vermochten nicht zu verstehen, wohin er sich begeben haben konnte. Etwas später aber, als Polizei ankam und wir mit ihr in den Park eindrangen, trafen wir Clay, wie er jungen Leuten nachlief und Schläge austeilte. Und wie der Bursche aussah! Wie ein Totschläger! Seine Augen sprühten, und er schnaubte wie ein rasendes Pferd. Wir konnten ihn kaum mit Mühe besänftigen und beruhigen.

5668 (1908) trat er in die Woodbyner Landwirtschaftsschule ein, wo er sich wie ein Fisch im Wasser fühlte. Seine Briefe aus Woodbyne sind voller Begeisterung für das grüne Feld, die blühenden Blumen und singenden Vögel. Als er noch in Boston war, verbrachte er jede freie Stunde, die er sich absparen konnte, in der Bibliothek über landwirtschaftlichen und botanischen Zeitschriften. Da er aber mehr ein praktischer Idealist war, tat ihm die Farmarbeit sehr wohl. Er ging nach Woodbyne mit der Absicht, sich dort als Farmer für Palästina auszubilden. Er fühlte sich in der Schule in allen Zweigen heimisch und beklagte sich niemals über die schwere Arbeit. Er schloß sich alsbald dem „Haïkar-hazaïr" (Der junge Bauer) an, einer Organisation von Studenten der Schule, die sich darauf vorbereiteten, in Palästina Kolonisten zu werden, und wurde deren tätigstes Mitglied.

Als der Streit mit der Schulverwaltung ausbrach, die Studenten sich gegen die Behandlung von seiten der Verwaltung auflehnten, die sie als unzivilisierte russische Emigranten betrachtete, welche man nach Assimilanten-Methoden zivilisieren müsse, war Clay der einzige, der als Vertreter der Studenten auftrat und ihre Forderungen der Verwaltung darlegte. Auf den Studentenversammlungen und Festtagsausflügen war er fast immer der Festredner und war der Liebling der ganzen Schule.

5672 (1912) schrieb er mir von einer Farm in Kalifornien: „Ich habe immer den Mann mit der Sense beneidet, der auf den Marken der Poale-Zion abgebildet ist — und nicht ich allein, sondern noch etwa 15 junge Leute. Nun, so fahren wir hinüber; wir haben keine schlechten Aussichten, uns selbständig nieder-

zulassen. Und was braucht ein armer Kerl? Land haben wir, gesund sind wir auch und ein Häuschen und eine Frau wird Gott sicherlich auch noch schenken, und das alles im Lande der Väter! Was willst du mehr?"

In einem anderen Briefe schreibt er mir, als wir schriftlich über Parteiangelegenheiten diskutierten: „Du sagst, ich sei ungerecht mit meinem Vorwurf gegen die Kameraden, daß sie sich gleichgültig verhalten; gäbe es nur irgendeine konkrete Palästina-Arbeit, wären alle mit Leib und Leben für praktische Arbeit zu haben.

Ich möchte sehr gern wissen, was Du unter konkreter Arbeit verstehst. Du meinst den Palästina-Arbeiterfonds, den Nationalfonds, die P. L. D. C., die Kolonialbank usf. Was für eine konkrete Arbeit wollt ihr, Soluszionisten oder Poale-Zion? (Die sozialökonomischen Anschauungen der beiden spielen in diesem Falle keine Rolle.) Denke nur gut nach und sieh Dich ordentlich um. Vielleicht liegt die Schuld nicht am Fehlen der praktischen Arbeit, sondern daran, daß die Träger der Zionistischen Idee faul sind und ihr Herz nur halb bei der Sache ist? Und das nimmt ja auch nicht wunder, denn sobald man für etwas oder für jemand tätig sein soll, ist das ja schon eine indirekte Beziehung oder besser gesagt eine Wahl; will ich, so tue ich etwas, will ich nicht, kann mir auch keiner dafür etwas anhaben.

Nein, Kamerad Birstein! Erlaube mir, Dir einige Worte zu sagen, aber nimm sie mir nicht übel. Wenn ihr es ernst meint mit eurem Zionismus, dann müßt ihr die Verwirklichung eures Zionismus bei euch selbst beginnen, durch euch selber und für euch selber, und wenn diejenigen, die be-

haupten, die eifrigsten Anhänger des Zionismus zu sein, die Zionisten, das nicht tun, wird der Zionismus niemals verwirklicht werden.

Ich könnte einen ganzen Berg von starken Wörtern anhäufen, aber wozu? Unter uns gesagt, müssen wir zugestehen, daß die Zionisten aller Schattierungen in ihren theoretischen Anschauungen leider nicht sehr konsequent sind, geschweige denn in bezug auf die praktische Arbeit.

Die Assimilanten sind konsequent.

Der Zionist zum Beispiel sagt, es gehe den Juden in jeder Hinsicht schlecht, daher müsse man nach Palästina auswandern. Tut er das? Fällt ihm nicht ein.

Der Assimilant sagt, es gehe dem Juden gut, da wo er ist, also brauche man nicht auszuwandern; und er bleibt auch da, wo er ist. Er spricht die Landessprache, läßt sich und seine Kinder taufen und sucht sich auf alle möglichen Weisen zu assimilieren. Er ist konsequent.

Der Zionist ist aber kein so einfacher Kerl. Er erfindet schon eine Ausrede, in Rußland z. B. sagt er: Die Repressalien sind zu stark, man kann nichts machen (ein Umstand, der im Verlauf der ganzen Geschichte Wunder gewirkt hat). Aus Unterdrückung strebt man zur Freiheit, bei den Zionisten aber hat es genau die entgegengesetzte Wirkung. In Amerika geht es einem zu gut, das ist doch allbekannt. Wo sind die Faktoren, die Juden zum Zionismus treiben? Glaubt ihr wirklich, die paar Millionen Dollars, die wir haben, seien imstande, irgend etwas zu leisten? Und selbst wenn wir hundert Millionen hätten? Ach, nein! Es ist der Mensch und er allein, der die Millionen schafft, und wenn keine Menschen da sind,

liegen sie wie totes Kapital. Meine Freunde in Palästina schreiben mir, daß der Nationalfonds viel Land hat, es aber an Fremde zurückverkaufen muß, weil niemand da ist, der es bearbeitet. Und da sitzen tausend Leute und reden von konkreter Arbeit! Ach, ihr könnt reden!

Jedesmal, wenn ich zu den Kameraden im Golus vom Gehen nach Palästina zu reden anfange, bekomme ich von ihnen schon gar keine Antwort mehr. Das spricht für sich selber! Andere flüchten sich in die „Renaissance der Kultur"! Aber was ist das? Bialik schreibt schöne hebräische Gedichte, ja, das ist sehr schön! Aber das verwirklicht doch den Zionismus keineswegs! Milton, der puritanische Dichter, schrieb das Gedicht vom „Verlorenen Paradies" und blieb in England, die puritanischen Bauern aber gingen nach Amerika und schufen ein Paradies, das von großem Wert ist. Und nun kommt Israel her und liegt in Onkel Sams nationalem Magen wie ein unverdaulicher Bissen, bis ... er ein Abführmittel wird nehmen müssen. Nun, kannst Du Dir nicht denken, was daraus werden wird?

Nein, Kamerad! Die konkrete Arbeit braucht man nicht zu suchen. Ich und meine Genossen haben sie gefunden. Und darum verhalten wir uns so spöttisch zu eurer konkreten Arbeit ..."

In einem anderen Brief, wo er über die Lage der jüdischen Arbeiter in Palästina schreibt, sagt er: „Die Lebensweise der palästinensischen Arbeiter ist mir hier durchaus nicht fremd. Im vorigen Jahr hatte ich Malaria den Sommer über in der furchtbarsten Weise, und von den Häusern hier weiß ich nicht, ob sie viel besser sind als die in Palästina. Aber ich mache

kein Aufhebens davon. Vielleicht wäre, wenn ich in Palästina sein würde, in einer zionistischen Zeitung bereits ein Leitartikel über mich erschienen ..."

Im Jahre 5673 ging er nach Palästina und arbeitete mit einer Gruppe zusammen in der Kolonie Kinnereth. Nach einiger Zeit entschloß er sich, selbständiger Kolonist zu werden. Man bot ihm in der Kolonie Metulla Land an, er ließ sich aber lieber in Milchamja nieder, in Untergaliläa, ohne auf die Warnung zu hören, daß Milchamja kein ruhiger Ort sei.

Am 26. Adar 5675 fiel Berl Clay während des Überfalls auf Milchamja durch eine mörderische Kugel.

M. Birstein.

Der „Amerikaner".

Ich wußte, daß er dieser Tage in Jerusalem sein mußte, und erwartete ihn voll Ungelduld. Der erste „Unsere" aus Amerika! Man hatte mir dort so viel von ihm erzählt und nun wollte ich ihn sehen, erfahren, wie er sich fühle, nachdem er einige Monate im Lande verbracht hatte. Als er die Redaktion der „Achduth" betrat, erkannte ich ihn sofort an seinem festen Körperbau, der Entschlossenheit und Weichheit seines Blickes. Er unterhielt sich lebhaft, vom Lande aber sprach er überhaupt nicht, begeisterte sich für nichts, und machte bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck eines Menschen, der sich in seinen phantastischen Vorstellungen getäuscht hat. Aber das schien bloß so. Er sah alles mit dem Ernst eines Menschen, der hier zu Hause ist, und den alles angeht.

Und ich dachte: Hier steht einer der „sechsunddreißig verborgenen Gerechten". Bei uns in Palästina existiert eine ganze

Kategorie solcher „Verborgenen". Jahrelang gehen sie unter uns, niemand bemerkt sie, in nichts mischen sie sich, sie schauen nur gleichsam von der Seite zu und vertiefen sich in ihre Arbeit. Plötzlich enthüllt sich ihr Wesen, und nun wird es heller im Kopf und im Herzen. Alle zieht es zu ihrem Licht, und sie leuchten über unserem Leben ... sei es durchs Wort, sei es durch die Tat.

Clay, dachte ich, wird sein Wesen noch zeigen ...

Einige Monate vergingen. Ich bin in Kinnereth; es ist Herzl-Tag, seine Jahrzeit. Überall zündet man eine Kerze an für seine Seele, hält Gedächtnisreden und trauert, als ob ein Verwandter gestorben wäre. Hier in Galiläa weint man nicht, sondern ehrt das Andenken der Volkshelden anders. Heute soll ein Feiertag der Arbeit sein, die auf den mutigen, stolzen Ruf zur Selbstbefreiung hin in Alt-Neuland geschaffen wurde. Die Gegend lebt auf. Wagen voll singender Arbeiter kommen aus der Ebene Jesreel, junge Männer und Mädchen kommen von den entferntesten Kolonien Obergaliläas her angeritten. Von den Safeder Bergen steigen ganze Karawanen in die Ebene herunter, aus Haifa, Samaria und sogar Judäa. Man versammelt sich in Kinnereth. Die jüdischen Wächter jagen auf ihren mutigen arabischen Pferden umher, die jüngsten Töchter des alten Tiberias singen Lieder von der Auferstehung des Volkes. Schiffe mit festlich gekleideten Scharen fahren über den Kinnerethsee, starke, fröhliche Stimmen schallen durch die Luft und hallen in den Bergen der Gegend wider. Die „Amerikanergruppe" des „Haïkar-hazaïr" regt sich. Hier stellt man hölzerne Zelte auf, dort wird die Ausstellung geordnet, dort erfrischt man

sich ein wenig, dort ringen ein paar, und es ist eine Freude, die amerikanischen Jungen anzusehen, welche Kraft, Geschicklichkeit und Beweglichkeit in jeder ihrer Bewegungen liegt.

Clays Gesicht strahlt. Er ist überall zu finden. Aber bei allem steht er zur Seite. Allem sieht er zu und spricht wenig.

Einige Zeit vergeht. Ich bin in Obergaliläa, in Rosch-Pinna. Eine neue Zeit ist im Kommen. Auch bis hierher dringt der frische Geist aufbauender Arbeit. Man spricht von Arbeiterdörfern, von der Ansiedlung der Jemeniten, die in beträchtlicher Zahl hier einwandern. Verschiedene Gesellschaften aus Krementschug und Jekaterinoslaw wollen den Berg bepflanzen.

Unerwartet treffe ich Clay. Am Sabbat ganz früh besteigen wir den Berg Knaan. Der Berg ist nackt, beinahe ganz von harten, glänzenden Felsen überzogen. Die Sonne steht schon hoch und brennt stark. Wir steigen immer höher und höher. Eine helle Welt entfaltet sich vor uns und breitet sich aus, läuft weit, weit hin. Dort leuchtet die schneeweiße Kuppe des alten Hermon wie Silber, unten, zu unseren Füßen, liegt der Kinerethsee und ihn durchschneidet der eigenwillige Jordanstrom. Wir zählen die jüdischen Kolonien und Felder. Clay löst sich die Zunge. Er spricht mit einem starken Brustton, der in der weichen, durchsichtigen Luft widerklingt: „Hier kann man schaffen, alles ist noch unberührt. Wir haben die Kraft und den Willen. Nicht nur die materiellen Interessen ziehen uns her: eine neue Kultur wollen wir schaffen. Andere Beziehungen zur Natur, zur Arbeit, zur Kultur müssen entstehen. Erst hier fühlt und erfaßt man den Sinn des Sozialismus, das

Bauen und Schaffen auf allen Gebieten, in allen Winkeln des Lebens. Der amerikanische Jude muß herkommen: mit seinem Unternehmungsgeist, seiner Rücksichtslosigkeit, Erfahrung und dem höheren Verlangen.

Die russischen Juden — sie sind hier nötig gewesen und werden es auch weiterhin sein. Sie bringen das Ideal, die Hingabe. Aber das allein genügt nicht. Man braucht die Perspektive einer Schöpfung aus dem Nichts. Die kann nur der amerikanische Jude geben, vor dessen Augen eine ganz neue Welt erstanden ist. Man braucht nur den, der von einem Orte höherer Zivilisation und Freiheit kommt. So einer wird sich nicht mit wenigem begnügen und wird sich den „tatsächlichen Verhältnissen“ nicht unterwerfen. Eins hat uns Amerika auf jeden Fall gegeben: Entschlossenheit. Und in Palästina ist doch Entschlossenheit in der Tat die Hauptsache. Hier ist doch es möglich, ein neues Zentrum materieller und geistiger Kultur zu schaffen, nur Entschlossenheit braucht man dazu. Die fehlte dem russischen Juden gewöhnlich. Es kamen Nur-Idealisten. In Amerika hat sie jeder Durchschnittsjude, und so werden sie praktischer Ideale wegen herkommen.“

Wir stiegen auf ein ausgemauertes Grab, sicherlich das eines urzeitlichen kanaanitischen Königs, legten uns bequem hin und Clay sprach weiter. Man müsse gegen die Routine hier kämpfen. Die alte Umgebung störe geistig, seelisch. Man müsse mit ihr abrechnen. Nur unser Ziel dürften wir sehen. Auch in der Arbeiterschaft sei noch Routine vorhanden, alte Begriffe, Beziehung zum Arbeitgeber, anstatt zur Arbeit. Hier sei unser Platz, hier müßten wir, die Poale-Zion, durch unser eigenes Beispiel den Weg weisen. Das Heim sei schon da, aber

man müsse drin Ordnung schaffen. Man müsse auch in die Kolonistenkreise gehen, ihnen zeigen, wie man arbeitet, wie man wirtschaftet. Wir müßten die Zivilisation herbringen.

Ich betrachte ihn, den amerikanisch-jüdischen Zivilisator. Er weiß, was er zu tun hat, er weiß, daß man es ausführen kann. Ja, solche Menschen brauchen wir hier tatsächlich.

Clay entschloß sich, Kolonist zu werden. Es fiel ihm schwer, bei anderen zu arbeiten. Da hat man nicht die Freiheit zum Experimentieren, die Furcht vor dem Risiko stört. Er wollte zeigen, was auf wirtschaftlichem Gebiet geleistet werden könne. Er dachte auch daran, eine Familie zu gründen. Ein guter Kolonist ohne Familie und Hofwirtschaft ist undenkbar. Eine Hauswirtin, eine Genossin bei der Arbeit ist nötig.

Monate vergingen. Clay war Kolonist in Milchamja. Der Boden fett und gut, nur die Kolonisten waren zurückgeblieben. Nach einem Jahr war Clays Wirtschaft glänzend eingerichtet, sie bildete ein Muster für jedermann. Man sah bei ihm zu, man lernte von ihm.

Die Zeit war gekommen, wo sein Wesen sich enthüllte.

Aber es sollte nicht lange dauern.

Der Krieg brach aus. Palästina ist von der Welt abgeschnitten. In den Kolonien gehen seltsame Gerüchte: Die Araber wollten den Augenblick ausnützen, die Kolonien überfallen, rauben, morden, schänden, aus allem einen Trümmerhaufen machen. Die Gesichter werden ernster, die Blicke entschlossener, man rüstet sich. Milchamja liegt abseits. Die arabischen Nachbarn werden frecher, laufen auf dem Getreide herum. Das jüdische Herz tut weh. Das Blut der jüdischen Wächter kocht. Man darf nicht schweigen, nicht einmal jetzt. Sonst ist ja die

ganze bisherige Arbeit umsonst gewesen. Die Araber werden unverschämter: sie schneiden jüdisches Getreide. Der Zusammenstoß ist unvermeidlich. In allen Kolonien verbreitet sich die Nachricht. Man macht sich auf, „wer zu Roß und wer zu Fuß“, und eilt nach Milchamja zur Hilfe, wo es schon begonnen hat. Ein Araber ist schon gefallen, ein anderer verwundet. Man geht auf Milchamja los, Weiber und Kinder, Männer mit Gewehren und Stöcken, um die Kolonie zu zerstören. Die Kolonie verteidigt sich ruhig und systematisch. Ein Überfall auf die Kolonie ist ein Überfall auf Galiläa, auf die ganze Siedlung. Darum geht es alle an. Die Männer sind nach allen vier Seiten auf den Dächern verteilt und erwarten den Feind. Die Schulkinder sammeln unter der Aufsicht des Lehrers Steine, reichen sie hinauf, und an den Eingängen werden Barrikaden errichtet. Kugeln fliegen über die Köpfe, wütende Schreie und Flüche dringen herüber. Die Kolonie steht fest, man kann ihr nichts anhaben.

Der Widerhall des Schießens reicht weithin. Von überall her, vom Jordan und dem Lande her kommen Leute zu Hilfe. Man schießt beiderseits. Die Nacht zieht stockfinster heran. Der Wadi-Fedschas liegt unheimlich da, seine Höhlen und Felsenverstecke lauern. Man rennt, man hört schießen. Wer? Einer von uns oder von den anderen? Hebräische Rufe ertönen, man erkennt sich und weicht dem Feind aus, um die Kolonie zu erreichen.

Neben dem Gefallenen warten die Araber. Sein Blut muß gerächt werden.

Clay eilt nach Haus. Seine Kolonie ist überfallen, seine Frau in Gefahr. Seine Hand ist stark, der Revolver geladen und das Herz fest. Er geht mit einem Genossen, schneller,

immer schneller. Sie sind oben auf dem Berg, unten liegt Milchamja. Über einen engen Reitweg vom Gipfel wollen sie schnell nach Haus. Aber hier unten schießt man auf der einen Seite; vielleicht ist ein Jude, der sich verspätet hat, überfallen worden. Eilends rennt man hinunter Hilfe bringen.

Er kam bei dem arabischen Gefallenen und dessen rachedurstigen Verwandten heraus und fiel sofort von einer Kugel getroffen. Er, Clay, der Held, der eiserne Mann, der ausgezeichnete Schütze, fällt durch eine blinde Kugel, ohne Widerstand, ohne Kampf.

Wieder bin ich in Galiläa. Es riecht noch nach Pulver und Blut. Clays Leiche ist nicht zu finden. Man sucht drei Tage in allen Wadis, im Jordan. Nichts. Nicht einmal ein jüdisches Grab findet er. In Galiläa ist Groll und Kummer eingekehrt. Clay ist nicht da. Und das Herz will keine Ruhe geben; man muß ihn suchen.

Man findet ihn. Die starke Strömung des Jordan hatte den Leichnam zum Toten Meer hinabgeschleppt. Er hatte sich ins Schilf des Jordan verstrickt und war liegengeblieben. Man fand ihn. Erkannte ihn kaum. Die Mörder hatten den Leichnam grausam mißhandelt. Aber die breiten Schultern, der stark entwickelte Körper zeugten davon, daß es Berl Clay war.

Man grub ihm ein Grab in Milchamja, seiner Kolonie, am Ufer des Jordan.

Einer seiner Kameraden bestellte seine Wirtschaft. Seine Frau fuhr nach Deutschland und gebar sein Kind. Galiläa aber wird noch lange des Amerikaners Clay gedenken, des starken Mannes mit dem weichen Lächeln.

Serubawel.

Der Pionier aus Amerika.

Zum erstenmal traf ich Berl Clay noch in Amerika. In einem engen Zimmerchen des offiziellen amerikanischen zionistischen Organs, in East-Broadway. Man stellte ihn mir vor. In den Redaktionen der jüdischen Zeitungen konnte man zu jener Zeit ganze Scharen von Juden und jungen Leuten treffen, die mit einem Fuß in Palästina standen. Meistens waren es Menschen, die in ihrer alten Heimat keinen Platz fanden und mit der ganzen Welt unzufrieden waren. Etwas romantische, aber mehr noch gebrochene und verstümmelte Naturen. Es waren Einwanderer, die in Amerika noch nicht warm geworden waren, die von der ersten Minute an gegen Amerika Widerwillen empfanden und in dem jüdischen Stadtviertel herumgingen wie in einer fremden Welt.

Als Clay die Tür der engen Redaktionsstube geöffnet und seinen Kopf hereingesteckt hatte, unterbrach er gerade ein Gespräch über Palästina und die Türkei. Die Anwesenden erkundigten sich, fragten wie große Sachverständige nach jedem bißchen, hörten mit angehaltenem Atem auf jede Kleinigkeit und über ihre Augen legte sich ein feuchter Tau von Sehnsucht.

Sowie sie Clays ansichtig wurde, rief die Gesellschaft: „Da ist ja der Haïkar-hazaïr! Immer herein, Clay! Komm, es gibt Neuigkeiten!“

Er ging gutmütig und mit einem Lächeln um die Lippen über die Schwelle, ließ sich von der Aussicht, Neues zu hören, nicht überraschen, und nahm etwas verschämt und verlegen mit seiner großen Figur zwischen den Anwesenden Platz.

Er blieb nicht lange. Bald ging er und ließ beim Druck seiner starken Bauernhand ein seltsames Gefühl zurück. Etwa eine Stunde später traf ich ihn noch einmal im Bureau der Poale-Zion, im Hause Jarmulowskis, wo man ihn mir noch einmal und herzlicher vorstellte. Er war über die Ereignisse in Konstantinopel unterrichtet, offenbar interessierten ihn die ganzen Orientprobleme. Nachrichtengierig im üblichen Sinn war er aber nicht. Dafür kannte er Amerika, kannte und liebte Amerika. Ach, wie liebte er Amerika! Wir gingen am selben Tage noch stundenlang auf East-Broadway spazieren und sprachen von den Vereinigten Staaten. Was für wahre, eingehende, abgerundete Worte fand der gewöhnlich so schweigsame Clay, als er von diesem Land sprach. Er lebte in Gedanken auf den Feldern Amerikas, auf seinen Farmen und verstand so gut den Geist des amerikanischen Schaffens, der amerikanischen „efficiency"! Die Mauern des Ghetto drückten auf ihn, er fühlte sich zwischen den Zehntausenden in ihre Gedanken versunkener Passanten, wie ein Fremder. Nicht etwa, daß man von ihm Schimpfereien gegen das Ghetto gehört hätte, wie von anderen Palästinakandidaten; man hatte auch nicht den Eindruck, daß er in seinem Herzen die amerikanische jüdische Landsiedlung verachte. Es war einfach nicht seine Welt. Er trug im Herzen schon die Farben eines reinen, großen Himmels, den Duft der blühenden Felder und die ergreifende natürliche Schlichtheit und Sicherheit des Bauern.

Seine Bewegungen waren für seine Figur sehr rund, weich und harmonisch, seine Stimme sanft mit einem samtenen Baßunterton. Die Art seines Sprechens war vertraulich,

eindringend, sehr farbenkarg, aber außerordentlich präzis und wahrhaft. Keine strahlenden Phantasien, kein Schönreden und Herumraten — aus jedem Worte atmete Wirklichkeit.

Palästina war für ihn eine Wirklichkeit, mehr als für Hunderte von denen, die dort gelebt hatten und sich rühmten, das Land „von Dan bis Berseba" zu kennen. Seine Kenntnisse von Palästina betrafen nur ein bestimmtes Gebiet: sein Fach; für die übrige palästinensische Welt interessierte er sich nur im Vorübergehen und sehr wenig. Dafür aber waren die Kenntnisse, die er von Palästina hatte, sehr exakt und gehaltvoll, man kann sagen, gemessen und gewogen. Er sprach von ihnen wie von einer Wirklichkeit, die ihm so nahestand wie seine amerikanischen Farmen. Amerika und Palästina ergänzten einander überhaupt in seinem Kopfe. Was er in Amerika sah, tat und beobachtete, war auf Palästina gerichtet, und er wußte, was er dort damit anfangen würde.

Seine Kenntnisse von Palästina schöpfte er damals aus einer Quelle, die ihm heilig galt: aus den Briefen, die ihm seine Kameraden vom „Haïkar-hazaïr" schrieben.

„Das weiß ich," sagte er oft. „J. J. hat mir schon davon geschrieben."

Und was J. J. schrieb, bedurfte keiner Bestätigungen und konnte von niemand in Abrede gestellt werden.

Clays damaliger Glaube an alles, was die Kameraden vom „Haïkar-hazaïr" ihm aus Palästina schrieben, das Vertrauen zu ihnen, aber nur zu ihnen und zu niemand sonst, zu ihrem Auge, ihrer Sachkunde, ihrer Pünktlichkeit — das war vielleicht das Charakteristischste an jener Gruppe in der sich

Clay zu seinem heiligen und tragischen Leben in Palästina erzog.

Nicht zu allen Mitgliedern des „Haïkar-hazaïr“ hatte er dasselbe Verhältnis. Sie waren in zwei Klassen geteilt: die eine bestand aus schon fertigen Menschen, die bereits durch alle Prüfungen hindurchgegangen waren, welche ihnen auferlegt worden waren, die andere sollte die Probe erst bestehen. Es genügte nicht, an die erste Entschlossenheit eines Mitgliedes zu glauben, als ausgebildeter und erfahrener Musterfarmer nach amerikanischer Art nach Palästina zu gehen; es mußte auch noch sicher sein, daß der Betreffende den der Mission würdigen Charakter besaß: tiefe Gewissenhaftgikeit, Ausdauer und ein starkes sittliches Gefühl. Die Mitglieder des „Haïkar-hazaïr“ mußten vor allem gute und regelmäßige Fortschritte in der Landwirtschaft machen, von Stufe zu Stufe schreiten in dem besonderen Zweig, dem sie sich widmeten. Dann mußten sie sich unabhängig machen, durch eigene Mühe und Landarbeit ein Kapital von mindestens 500 Dollar ansammeln. Das Mitglied mußte lernen zu sparen, gut zu beobachten, der Wahrheit treu zu sein, die wissenschaftliche Zuverlässigkeit zu hüten, jedes Wort zu wägen und jeden Schritt zu zählen.

Das war für den „Haïkar-hazaïr“ damals ein ungeschriebener Kodex. Nur solche Kameraden genossen das ganze Vertrauen, und auf sie stützte man sich ohne jede Zurückhaltung. Ihnen vertraute man wie sich selbst. Solch ein Kamerad konnte nach Palästina gehen. Solange man noch nicht alle Bedingungen erfüllte, blieb man hier; weiter lernen, weiter Geld sparen, weiter sich läutern in der schaffenden Atmo-

sphäre der Michiganer, Mittel-Wester oder gar Kalifornier Farmen.

Was ich die erste Zeit an Clay in Amerika nicht verstehen konnte, war sein Sozialismus. Woher kam dem vollkommenen Wirklichkeitsmenschen, der praktische Ziele auf praktische Weise erstrebte, die Hingabe an eine Doktrin, ein sozialpolitisches System? Wie verband er seine alltägliche Arbeit als Farmer, seinen Zweck, in den er so viel Seele legte und zu dem er sich mit so viel Hingabe vorbereitete, mit dem Sozialismus als der Theorie und noch mehr als der Bewegung einer neuen Gesellschaft?

Ich fragte mich oft, ob nicht der Sozialismus bei ihm in der Luft hinge oder nur so etwas wie eine Erinnerung geblieben sei, ein Überbleibsel aus jenen Tagen, wo er noch nicht begonnen hatte, sich zu seinem Palästinaleben vorzubereiten. Besonders sein Poale-Zionismus machte mir Kopfzerbrechen, als ich erfuhr, daß seine besten Freunde im „Halkar-hazalr" gar keine Poale-Zionisten waren, sondern mehr der nicht-sozialistischen Arbeiterbewegung zuneigten.

Erst später wurde mir das klarer. Clay fühlte schon hier in Amerika, ebenso wie die meisten Poale-Zionisten in Palästina, daß der Sozialismus keine politische Bewegung — für uns jedenfalls nicht — sondern ein Weg ist, der uns durch Schaffen, durch Arbeit, durch Verbindung von Idealismus mit dem Herzen naher, physischer, schaffender Arbeit zur neuen freien Gesellschaft führen wird. Er glaubte dann, daß der jüdische Sozialismus, der aufbauende, schaffende Sozialismus als lebendiger Geist über uns Kleinkaufleute siegen muß, schon um uns die Arbeit lieben zu lehren, um das jüdische Empfin-

den zu läutern und frisch zu machen. Er glaubte, der jüdische Sozialismus werde seine innere Macht nicht durch eine mechanische Organisation von jüdischen Arbeitern bewähren, die jeden ihrer Tage verfluchen und auf ihre Arbeit wie auf Ketten, von denen man sich nicht losreißen kann, sehen, sondern in dem Wiederaufblühen des jüdischen Schaffensgeistes und Naturgefühls, das auf dem historischen Boden unserer Nation — in Palästina — einen so hohen idealistischen Sinn erhält.

Ja, der bedachte, langsame, beobachtende und sichere Bauernkünstler war ein ungeheurer Idealist. Erst mit der Zeit lernte ich, mitten in seinen höchst realen und praktischen Gesprächen einen Seitenblick auf sein Gesicht zu werfen; seine ehrlichen, dunkelgrauen Augen sahen ins Weite, Schatten von Entschlossenheit, ja fast Grausamkeit zogen über sein gutes starkes Gesicht und man fühlte, dieser Mensch hatte sich in Gedanken schon seinen Lebenslauf vorgezeichnet und würde ihn ohne jede Rücksicht auf sich selbst gehen.

* * *

An einem Winterabend brachte mich die Bahn von Haifa nach Ssemach, der Bahnstation von Kinnereth.

Große Riesenschatten breiteten sich schon über Jesreel, und die historische Ebene war von Nachtgeheimnissen erfüllt. Näher zum Kinnereth hin wurde es gebirgiger, die Luft kräftiger und die Gegend heroischer.

Vor meinen Augen stand noch immer Merchawja, durch das wir schnell mit der Bahn gefahren waren. Ein seltsam unruhiges Gefühl blieb im Herzen. Der ersten jüdischen Festung im Tale gegenüber liegt Nazareth mit seinen heiligen

Kirchen, auf der Seite der Berg Tabor mit einem Kloster auf dem Gipfel. Die Ebene, die wie ein uralter Held zwischen dem Gebirge Ephraim und dem kleinen Hermon liegt, ist voller Räubernester, arabischer Banditen und Wegelagerer — und in ihrem Zentrum liegt auf einem Hügel einsam und herausfordernd das junge jüdische Merchawja, in dessen Schoße schon seine ersten heldenhaften Beschützer begraben liegen.

Näher zum Kinnerethsee hin wird es traulicher. Die Bahn führt nach Untergaliläa, wo man schon ein Stück jüdischer Heimat sieht. Auf der Station Ssemach traf ich Juden, Kaufleute aus Tiberias, die mit ihrem Habitus an russische Kleinstadtjuden von vor fünfzig Jahren erinnerten, einige Araber und junge Landarbeiter aus Daganja und Kinnereth. Es ist eine Atmosphäre von Leben und Tätigkeit. Man fühlt etwas wie Aufbau, Suchen, und unter allen fällt der junge Judentypus selbst dem unbeteiligten Beobachter auf.

Aus einer Gruppe junger Kolonisten und Arbeiter steckte plötzlich Berl Clay den Kopf heraus und sprang an meine Seite. Er zeigte nach der amerikanischen Gewohnheit seine starken Zähne, nahm meine Hand in seine kräftigen Hände und wurde, wie immer, rot. Sein erster Sprung an meine Seite kam mir eigentümlich vor. Wie paßte das zu ihm? Das war irgendwie nicht seine Bewegung, zuviel Ausdruck, zuviel impulsive Hingabe.

Nachher bemerkte ich, daß das seine natürliche Bewegung geworden war. Seine Seele hatte sich in Palästina von ihren Ketten befreit und vielleicht eine neue Unruhe in sich aufgenommen, die er auf den Prärien der Vereinigten Staaten noch nicht gekannt hatte.

Clay war stark gebräunt. Er trug amerikanische Arbeitshosen, ging unbedeckten Kopfes und jedes Glied an ihm lebte.

„Nun, was hört man, Clay?" fragte ich ihn, nachdem er mein Bündel auf die Schulter genommen hatte und wir uns nach der Farm Kinnereth auf den Weg gemacht hatten, die er mit einigen Genossen beim Nationalfonds gepachtet hatte.

„Was fragen Sie jetzt? Sie werden doch selber sehen. Sehen Sie nur rechts, das ist Daganja, dort arbeitet gerade eine Gruppe. Wie gefällt Ihnen ihr zweistöckiges Haus? Es kostet ein Vermögen und man braucht es absolut nicht. Ach, hat man hier gewirtschaftet! Bei uns auf der Farm Kinnereth hat man aus Unwissenheit Zehntausende von Franken hinausgeschmissen, und unsere Gruppe will jetzt zeigen, wie man bei Tüchtigkeit ohne Defizit auskommen kann. Keiner glaubt's. In Kinnereth, ‚so weiß man', muß man Geld verlieren. Nun, wir werden sehen!

Sehen Sie, dieser ganze Winkel, wohin Sie jetzt gehen, ist ein Nest für Experimente und Sammeln von Erfahrungen. Wir, der ‚Haïkar-hazaïr', von unten, neben uns die Mädchenfarm, in der Kolonie Kinnereth macht ein reicher deutscher Jude mit dem Gelde, das er als amerikanischer Ingenieur verdient hat, die wundervollsten Wirtschaftsversuche, und oben auf dem Berg baut man jetzt und gründet die amerikanische Kolonie ‚Porija'. In einigen Jahren wird es eine interessante Ecke sein, aber schon jetzt ist das Leben hier nicht umsonst."

Bis wir zur Farm kamen, war die Nacht schon heraufgezogen. Die Farm machte von außen auf mich im Finstern den Eindruck einer großen verschlossenen Festung. Auch der Hof

im Innern schien zu reich. Wir gingen in das Zimmer, das auf der Mädchenfarm für mich hergerichtet worden war, und von da in die „Küche“. Ein schöner großer Raum mit Bildern an den Wänden, einigen Büchern im Schrank und den letzten amerikanischen Zeitungen auf dem Tisch. Ein Teil der Gruppe machte sich noch im Stall und auf dem Hof zu schaffen; Clay ging gleich zu ihnen hinaus helfen. Ich blieb mit der Schwester eines Genossen zurück, die Fieber hatte und darum im Zimmer bleiben mußte, und mit einigen Genossen, die schon fertig waren und essen kamen. Die Gruppe war noch nicht vollzählig; einige waren in Haifa, um Getreide zu verkaufen und andere Dinge einzukaufen.

„Was tut sich, wie fühlt ihr euch?“ fragte ich.

„Wie sollen wir uns fühlen? Jetzt ist Probezeit. Wenn das Jahr ohne Defizit abgeht, werden wir zufrieden sein.“

Clay kam während der Rede herein, lebhaft beweglich.

„Ich höre, daß ihr schon vom ‚Geschäft‘ redet. Laßt das für später. Sie müssen alles selber ansehen und wenn Sie über Sabbat hier bei uns bleiben, werden wir Zeit haben, alles anzusehen und zu besprechen. Das allererste ist, daß wir in Palästina sind. Das allein genügt. Das übrige findet sich von selber. Was in Palästina fehlt, ist Geld und Erfahrung. Ich hoffe auf Amerika, ohne Amerika werden wir hier gar nicht auskommen können.“

Am Sabbat waren wir mit Clay auf einer Versammlung der Kolonisten in der Schule, in „Porija“ oben auf dem Berg, bei Goldmann. Wir besichtigten die reiche Farm Kinnereth, auf deren Grund und Boden auch schon ein schönes Dorfwirtshaus steht.

Stundenlang gingen wir mit Clay am Ufer des stillen, lachenden Sees und zum ersten Male hörte ich ihn prophezeien:

„Sie sehen hier die Gegend," sagte er zu mir, indem er auf den Berg und den Weg nach Tiberias wies, „die Gegend kann in wenigen Jahren ein blühender Landstrich sein. Von dem Berg, auf dem ‚Porija' liegt, wird eine Bergbahn nach Kinnereth führen und uns vereinigen. Die Erde hier herum kann sehr leicht ein Stück jüdischer Boden werden, man braucht nur noch einige Landstücke zu kaufen. Wenn die heißen Quellen von Tiberias in jüdische Hände übergehen, kann hier ein großer Kurort entstehen, und die Landwirtschaft hier würde sich gut bezahlt machen. Wir gehen jetzt zur intensiven Bewirtschaftung über, unser Herkommen und unsere Wirtschaft übt auf die Kolonisten der ganzen Umgegend Einfluß. Sie sehen ganz neue Methoden. Hier wird einer der gesegnetsten Winkel des Landes liegen. Aber wir brauchen noch mehr Leute aus Amerika. Ich bin sehr zufrieden mit ‚Porija,' es trägt einen neuen Gedanken, ein neues Experiment in die Siedlung."

Lange gingen wir umher. Er sprach viel und begeistert, gar nicht nach seiner Art, er war schon in der ganzen Siedlungsfrage, in ihren verwickeltsten Problemen sachkundig.

Als er mich nach einigen Tagen zur Bahn begleitete, sagte ich leise zu ihm:

„Clay, wissen Sie, Sie haben sich doch ganz geändert. In Amerika waren Sie viel zurückhaltender, dachten mehr als Sie sprachen und trauten sich nicht, in die Zukunft hineinzugreifen."

„Ja, Sie haben recht," antwortete er mir, „ich verlebe jetzt erst meine ersten Frühlingstage. Ich fand das Land weit besser, als ich es mir vorgestellt hatte, und der Gedanke, daß ich nun schon in Palästina bin, erfüllt mich so, daß er alle Ufer übersteigt. Ich muß Ihnen aber sagen, daß unsere Arbeit nicht leicht sein wird, vielmehr schwerer, als ich sie mir vorgestellt hatte. Wir brauchen immer wieder starke Menschen, wahrhafte Chaluzim."

Als der Zug sich in Bewegung setzte, Clay allein zurückblieb und meinem davonfahrenden Wagen nachsah, schaute ich über seinen Kopf hinweg auf die ganze Gegend: den See Kinnereth, die jenseitigen Ufer, die leuchtenden modernen Häuser der jüdischen Kolonien ringsherum; das alles floß zusammen zu einer frischen Landschaft teuren heutigen jüdischen Schaffens. Und Clay stand vor mir als ihr Zentrum. Clay, der Typus des neuen Juden — der, wie es Jehuda Lejb Gordon vorhergesagt hat — aus dem Schmelztiegel Amerikas geläutert nach Palästina gekommen war.

A. Kretzschmar-Jisreëli.

Verstreute Blätter

Die Nacht im Keller.

Rechowoth. Die ersten blendenden Sonnenscheintage, seit ich im Lande bin. Meine ersten Besuche im „Beth-haschomrim“, im Wächterhaus: einige Tische, Betten aus Brettern und Kästen, unordentlich, unbedeckt, wie in einem Speicher. An den Wänden Patronengürtel und Revolver. In einem Winkel liegen umhergeworfen einige zerlesene Bücher, in einem anderen schläft einer, wie ein Toter. Einer singt, einer schwatzt, einer reinigt sein Gewehr; wir sind im Wachthause der Kolonie. Hier finde ich Z. B. aus dem Kaukasus, den Freund Jecheskel Nissanows. Wir erinnern uns an Krakau.

Es war vor den Oktobertagen 1905. Man teilte mir vom Krakauer Poale-Zion-Klub aus mit, zwei russische Flüchtlinge wünschten mich zu sehen. Die Wahrheit zu sagen, hatte ich die russischen „Flüchtlinge“ damals schon etwas über. Ein Teil von ihnen verkam, sank herab und wurde im Auslande demoralisiert, ein anderer Teil wieder hatte es einfach auf Schwindel abgesehen. Aber ich ging nach dem Klub. Ich traf zwei junge Burschen, mit schwarzgebrannten Gesichtern, leuchtenden Augen, großen Stiefeln und dunkeln Jacken. Sie sagten mir, sie wollten nach „Errez Jisrrael gehen“ — sie sprachen das R sehr scharf aus. Ich sah die

beiden bäurisch aussehenden derben kaukasischen Kerle an und begriff nicht ganz, was sie eigentlich von Erez Jisrael wollten.

Sie erzählten mir, sie hätten sich über die Grenze geschmuggelt und dabei ihr Geld bis auf den letzten Heller verloren. Seien von Odessa nach Krakau verschlagen worden.

„Aber wie werdet ihr ohne einen Heller Geld nach Palästina kommen?"

„Wir wollen arbeiten, verdienen, die Reisekosten von Stadt zu Stadt bis Triest ersparen, von dort zu Schiff nach Palästina."

Sie waren Schneider und bekamen Arbeit. Fast allabendlich kamen sie beide in den Poale-Zion-Klub, blätterten in einer Zeitung und schwiegen, knüpften mit niemand Verbindungen an. Ich hatte sie schon so gut wie vergessen.

Einige Zeit später ging es mir finanziell sehr schlecht, ich verdiente nichts. Ich ging also auf die Suche nach der „billigsten" Wohnung. Ich geriet dabei in einen Keller, dessen ganzer Fußboden mit Bettüchern bedeckt war, auf denen Hände und Füße einer Schar kleiner Kinder durcheinander lagen. Mitten im Keller zwei Betten zu vermieten. Die Wirtin selbst eine Witwe, schläft mit den Kindern auf der Erde. Ein Bett ist an einen Wiener vermietet (ein vornehmer Mann, will nur allein schlafen, erklärt mir die Mutter), das zweite an Z. B. und Jecheskel Nissanow. Ich traf nur einen an. Wo ist der andere? Man erklärt es mir. Der Lohn ist klein, kaum, daß es zum Leben reicht, und man muß doch die Reise ersparen. Da arbeiten sie auch die Nacht durch, in der einen Nacht der erste, in der nächsten der zweite. Auf diese Weise hatten sie

schon etwas Geld zusammengespart. Sie hofften noch zu den Feiertagen nach Wien fahren zu können.

Er erzählte einfach, offenherzig wie ein Kind, ohne irgendwelche Verdrießlichkeit oder Ruhmrederei ...

In jener Nacht wurde dieser finstere Keller in meinen Augen geheimnisvoll und heilig ...

Das Heldenleben und der Heldentod Jecheskel Nissanows, die starke hingebungsvolle Wacht Z. B.'s in Palästina sind die Fortsetzung des heiligen Rätsels jener Nacht im Keller ...

Mit der Harmonika.

Die Zeit der Weinernte nahte. Die Weinberge voll, die Begeisterung der Wacht bis aufs höchste gestiegen. Da ereignete sich nachts etwas auf der Wacht. Die Außenstehenden wußten nicht was. Die Wacht wurde strenger und unruhiger. Man ließ neue Wächter aus Chedera und Galiläa nach Rechowoth kommen, um die Wacht zu verstärken. Unter ihnen befand sich auch Meïrke.

Ich hatte von seinen Kameraden viel über ihn gehört. Zuerst gefiel er mir nicht. Seine graue Gesichtsfarbe und seine steife und schwere Zurückhaltung hielten mich von ihm fern.

Ferner — das junge Mädchen. Es verdroß einen: ein Kind noch keine siebzehn Jahre alt, noch so unberührt und naiv in seiner herben und glühenden Natur. Was will er von ihr? ... Ich traf sie einige Male zusammen im Weinberg, wo sie spielten und tanzten. Es schnitt mir ins Herz; was braucht sich der düstere, schwarze Mann an das junge blühende Kind zu hängen? ...

Ferner stichelte er oft über „die Leute mit den Büchern", über die „Intellektuellen" — der echte, ursprüngliche Charakter, der Willens- und Tatmensch haßte die Leute, die mit dem Geist Geschäfte machen, die „Leute mit den Büchern" aufs tiefste.

Eines Abends kam Melrke vom Feld zurück und wollte im Wächterhaus Abendbrot essen. Er hatte den Zipfel seines Beduinenmantels voll frischer Weintrauben. Sein Mädchen deckte den Tisch. Ein Wächter mit seiner Frau war noch da. Dann fing er an zu singen. Vom Singen ging er zur Harmonika über. Begeistert begann er mit der Harmonika zu tanzen... Sein Gesicht brannte wie Eisen in Rotglut, die Töne, die Stimme so feurig, durstig, die Tänze — tönende Hammerschläge einer wildfröhlichen Seele...

Plötzlich begriff ich, daß sich in seinem unmittelbaren Charakter sein jugendliches Träumen mit seinem Ideal vereinigten, seine weißen Wachtnächte mit der Liebe zu dem Mädchen, sein Haß gegen die Büchermenschen mit seiner Liebe zur Arbeit. Alles vereinigte sich zu einer brennenden Ekstase, einem starken Ausbruch von Lust und Leben...

Mir wurde klar, daß ihm das junge Kind zukomme. Melrke hatte innerlich ein Recht auf die kaum erblühte, junge Tochter des Kaukasus... Die Melrkes sind viel zu echt, zu aufrichtig, um jemanden zu hintergehen... Sie fühlen instinktiv, was ihnen zugehört...

Durch die Töne der Harmonika wurde ich seiner gewahr.

Ein Abend mit Clay.

Milchamja. Die Nachmittagshitze der Gegend von Kinnereth lastet auf allem. Die Kolonie liegt leer und still da, es ist

mitten am Tage. Die Männer auf dem Felde bei der Arbeit, Frauen und Kinder daheim bei ihren häuslichen Arbeiten. Die Fensterläden sind herabgelassen. Man versteckt sich vor der Hitze. Nur die beiden Wächter sind draußen, frei und von der Hitze nicht angegriffen. Eines Gastes wegen schläft man tagsüber etwas weniger. Wir gehen auf den Hügel bei der Kolonie, die beiden plaudern, erzählen mir, erkundigen sich nach dem und jenem Wächter. Uns gegenüber steht eine kleine Gruppe von Eukalyptusbäumen. Die Wächter erzählen, wieviel Mühe ihnen diese Bäume machen. Sie wachsen dicht bei der Kolonie, die Diebe verbergen sich zwischen ihnen, dauernd schwebt der Wächter in Gefahr, von hinten überfallen zu werden. Schon einmal war es vorgekommen, daß man plötzlich von dort aus auf sie geschossen hatte, nur durch ein Wunder sind sie heil davongekommen ... In finsteren Nächten muß man sehr vorsichtig sein ... Die Bäume mit ihren schmalen, glanzlosen Blättern, die von dem Sonnenschein vertrocknet waren, sahen so friedlich aus, so zutraulich, die Nachtschrecken, die die Wächter ihnen zuschrieben, schienen gar nicht zu ihnen zu passen ...

Der Tag neigt sich und unsere Plauderei mit ihm. In Palästina merkt man gar nicht, wie die Zeit vergeht, so viele solcher lichthellen Tage gibt es. Rund herum ist es so blendend hell, still und blau.

Der Tag neigt sich, es wird kühler, frischer. Man sieht von weitem die kleinen Hügel, die Haufen arabischer Lehmhäuser. Eine leichte, linde Trauer zieht sich hin: „Schochne batej chomer", eine Kohelethmelodie, aber ohne Schwermut und Trübseligkeit: sorglos, gutmütig wie der Unter-

gang des palästinensischen Tages... Die in Lehmhäusern wohnen...

Wir kehren zur Kolonie zurück. Man spricht von den Kolonisten, vom diesjährigen Getreide. Da kommen die Wächter auf ihr beliebtes Thema: Clay! Er hat neue Maschinen eingeführt, neue Arbeitsmethoden, alle Kolonisten haben ihn ausgelacht. Nun machen es ihm alle ebenso nach. Clay arbeitet allein, er bedient sich keiner fremden Arbeit, und seine Wirtschaft ist in der besten Verfassung, sein Feld das am besten geackerte, obwohl er Junggeselle ist.

Dann folgen Scherze, Geschichten über ihn, die mit Liebe und wahrhafter Achtung erzählt werden.

Abends gingen wir zu Clay. Er war auf dem Hof. Breite, gesunde Schultern, ein offenes, gutmütiges Gesicht, mit einem reinen herzlichen Lächeln in den Augen und auf den Lippen. Man fühlte in ihm eine glückliche Vereinigung von Kraft und Güte, einem starken Willen und weicher, einfacher Herzlichkeit und die Ruhe eines Menschen, der einen Weg gefunden hat.

Clay kniete, über seinen Pflug gebeugt.

Wir setzten uns neben ihn auf die Erde, plauderten über verschiedene Gegenstände. Schnell zeigte sich seine Erfahrung, Entschlossenheit, eine gewisse Bildung, klarer Verstand und ruhige, gesetzte Sachlichkeit. Die träumerische Zerrissenheit, das Zerstreutsein der russischen Idealisten kannte er nicht. Das war ein gestählter, durch Feuer und Wasser gegangener Idealismus, ein Idealismus, der sich in stetige, stille Sachlichkeit verwandelt hatte.

Man brachte die Tiere vom Feld zurück. Clay gab sich mit der Kuh ab, bis er sie in den Stall gebracht und gemolken

hatte. Die Wächter scherzten und neckten sich mit ihm, warum er niemand hätte, der die Kuh melken würde.

Dann trieb er das Geflügel zusammen, machte im Hof Ordnung, verschloß die Ställe. In jeder Bewegung lag eine solche Ruhe und Hingabe ...

Ich gewann ihn im Verlauf der kurzen Zeit lieb. Wenn man so bei ihm saß, dachte man gern: Möchten doch solche sichern kräftigen Hände das Land in Besitz nehmen ...

Am selben Abend traf ich Clay noch einmal. Bei einem Kolonisten war eine Feier. Die jungen Kolonisten, die Mädchen, Kinder, Arbeiter und die beiden Wächter kamen hin, und man tanzte, sang, wie es in den Kolonien Art ist. Clay tanzte wenig. Der „Horra"-Tanz paßte nicht gut zu ihm. Wenn man ihn aber schon in den Reigentanz hineinzog, war er auch nicht so chassidisch aufgelöst, sondern gelassen und maßvoll. Seine sympathische Gesetztheit und gutmütige Ruhe verließen ihn nie.

Frühmorgens verließ ich Milchamja.

Die breite, kräftige Gestalt, im Abendlicht über den Pflug gebeugt, stand mir den ganzen Weg vor Augen wie ein Symbol.

Auf dem Friedhof.

Ich stand an der Schwelle meiner Tür, müde und gedrückt, sehnte mich nach dem heimatlichen Geräusch der Wassermühle, nach dem Schatten des Erlenbaumes meines Dorfes und lauschte dem schweren Brummen der Hitze ... Ich stand an der Schwelle meiner Tür, als mir jemand mit entsetzten Augen und leiser Stimme zuflüsterte: Heute nacht hat man

in Rischon-le-Zion den jüdischen Wächter Sacharow erschossen, kommen Sie, wir wollen hinfahren.

Die Beerdigung fand am Nachmittag statt. Eine stille Beerdigung. Die Menschen, die dem Sarge folgten, schweigen. Die Bahre wird über Sand getragen, man hört selbst die Schritte nicht ... Man kommt an den jüdischen Weingärten vorüber. Große arabische Wächter in langen Mänteln sehen uns fremd und starr an ... Ihre Kälte erregt Verdacht. Sie wissen, wessen Hand diese Nacht das Menschenleben vernichtet hat. Sie verbergen das blutige Geheimnis mit solcher Einigkeit. Der Tod gilt wenig im Orient. Der fremde, gemordete Mensch kümmert sie gar nicht.

Beim Friedhof angekommen. Der Tote mußte lange warten. Es war eine steinige Gegend, und man plagte sich lange mit dem Graben. Es wurde so seltsam unheimlich. Die Leute ringsum standen da wie Schuldige.

Die Arbeiter und seine Wächterkameraden, in sich versunken ... Ziehen sie die Bilanz ihres Lebens? Denkt mancher: morgen, übermorgen wird es mich treffen ... oder ist es etwas anderes, das sie überkommen hat?

Anders ist hier das Verhältnis zum Toten, ohne die traditionelle jüdische Klage und ohne die großstädtische unaufrichtige Parade, anders. Ich kann dies Verhältnis nicht näher definieren. Und dazu ein offener, unverschlossener Friedhof ... Tote brauchen nicht den Schatten der Bäume. Ein solcher Mißton! Der Sonne gegenüber die nackten Gräber und das noch auf einem Hügel ... Das Rätsel des Todes wird dadurch irgendwie noch größer und drückender ... Die stillen Menschen auf dem Friedhofshügel, die sonnigen, schweigen-

den Weinberge ringsherum... Die Frauen mit den eingetrockneten Tränen in den Augen und die weißen Häuser der Kolonie mit den Bäumen... All das verband sich zu einem verworrenen Gemisch neuen Lebens und neuer Gräber... Auf dem Wege von der Kolonie zum Friedhof ruht das neue Mysterium Palästinas.

Alexander.

Anhang

Zur deutschen Ausgabe.

Unter dem Titel „Jiskor" erschien im Jahre 5672 (1912) ein hebräisches Sammelbuch in Jaffa. Der Untertitel lautete: „Ein Denkmal der gefallenen jüdischen Arbeiter in Erez Jisrael". Acht Tote waren es, deren darin gedacht wurde. Außer den Aufzeichnungen über sie enthielt das Buch dichterische und essayistische Beiträge.

Während des Krieges gab das Palästina-Komitee der Poale-Zion in Amerika eine wesentlich erweiterte und zugleich durchaus vereinheitlichte Ausgabe in jiddischer Sprache heraus, der in kurzer Frist eine zweite, vermehrte Auflage folgte. Die Zahl der Toten, denen die Erinnerungen gelten, ist hier auf einundzwanzig gestiegen.

Für die deutsche Übersetzung wurden neben diesen beiden Ausgaben noch einige in der Zeitschrift „Hapoël Hazaïr" erschienene Beiträge benutzt. Diejenigen Beiträge, denen keine repräsentative Bedeutung zukommt, wurden hierbei weggelassen, einzelne der aufgenommenen gekürzt. Der Übersetzer hat sich möglichst genau an die Originale gehalten.

Um den fremdartigen Stoff dem deutschen Leser verständlich zu machen, wurde das Register mit ausführlichen Erläuterungen versehen. Außerdem erschien es notwendig, wichtige Stoffgebiete in besonderen Exkursen zu erläutern. Es handelt sich zunächst um die Geschichte des jüdischen Siedlungswerkes in Palästina, als des allgemeinen Rahmens, in dem sich die Vorgänge des Buches abspielen. Rücksichten auf den Raummangel haben leider eine Kürzung des Exkurses von Dr. Rawratzki notwendig gemacht. Der Verfasser behält sich eine Veröffentlichung des vollständigen Manuskriptes vor. Auch der zweite Exkurs über die jüdische Arbeiterbewegung mußte nicht unerheblich gekürzt werden. Ein vollständiger Abdruck ist in der „Chemnitzer Volksstimme" erschienen. Als eine Kulturtatsache im Leben der jüdischen Siedlung Palästinas ist die Regelung des Lebens nach dem jüdischen Kalender anzusehen, weshalb es geboten schien, das „Jüdische Jahr" mit einigen Worten zu skizzieren.

Die der jiddischen Ausgabe entnommenen Bildnisse wurden für die Zwecke der vorliegenden Ausgabe von Karl Tobias Schwab umgezeichnet.

Pessach, 5678.

Exkurse.

I.

Das jüdische Siedlungswerk in Palästina
von
Dr. Curt Nawratzki.

So klein Palästina ist, so groß sind für die einzelnen Teile des Landes die geographischen Unterschiede; Klima, Fauna und Flora wechseln auf kurze Strecken je nach der Höhenlage des Landes. Entsprechend dem Charakter des Landes sind auch die Kolonien, die hier geschaffen wurden, verschieden. Vor allem können wir bisher zwei Gruppen unterscheiden. In Judäa und Samaria die Pflanzungskolonien, in der Jesreel-Ebene, vor allem in Untergaliläa wie in Obergaliläa Ackerbaukolonien. Der Typus der Pflanzungskolonie ist dadurch charakterisiert, daß hier verhältnismäßig wohlhabende Besitzer Plantagen anlegen; auf bewässerbarem Boden Orangen, Zitronen und verschiedene Obstarten, auf unbewässertem Weinberge, Mandel- und Olivenplantagen. Die Entstehung dieser Kolonien wurde früher speziell durch die Tätigkeit Baron Rothschilds begünstigt. Besonders charakteristisch für die Rothschildsche Zeit sind die in diesem Buche genannten Kolonien Rischon-le-Zion südlich von Jaffa und Sichron-Jakob südlich von Haifa. Für die mehr kapitalistische Zeit ist die Gründung der jetzt über 3000 Seelen zählenden, nördlich von Jaffa gelegenen großen Kolonie Petach-Tikwa bezeichnend. Dagegen sind die Kolonien Kfar-Urija (Kfar-Urie) wie Karkur und Porija in den letzten Jahren entstandene, von ausländischen Pflanzungsgesellschaften angelegte Siedlungen, die sich vorläufig im ersten Stadium der Entwicklung des Farmbetriebes befinden.

Auch für die jüdischen Arbeiter und Wächter war und ist das Leben in den verschiedenen Kolonietypen ein grundverschiedenes. In den Pflanzungskolonien arbeitete der mehr wohlhabende Besitzer der Pflanzung früher wenig oder gar nicht und verwandte meist arabische Arbeitskräfte. Der arabische Arbeiter war billiger; außerdem war er an die schwere Arbeit gewöhnt; war die Saisonarbeit getan, so kehrte er in sein Dorf zurück. Für ihn war der Arbeitslohn in der jüdischen Kolonie also nur ein Nebeneinkommen. Unter diesen Verhältnissen konnte der jüdische Arbeiter nicht konkurrieren. Erst nach vielen Kämpfen gelang es dem jüdischen Arbeiter, das Recht auf Arbeit in der jüdischen Kolonie zu erzwingen. Es bildeten sich Arbeiterverbände, besonders tätig in dieser Richtung war der national-

soziale Arbeiterverband „Hapoël-Hazaïr". Die Zionistische Organisation vor allem suchte die Position des jüdischen Arbeiters zu verbessern. Arbeiterküchen und -heime für unverheiratete Arbeiter wurden geschaffen, aber auch ganze Kolonien für Arbeiterfamilien bei den größeren Pflanzungskolonien gegründet.

Wenden wir uns nun dem Typus der Ackerbaukolonien zu. Hier, besonders in Untergaliläa, dem über 500 m über dem Kinnerethsee gelegenen Hochplateau, hat sich der Typus des jüdischen Ackerbauers entwickelt. Vor allem in diesem Gebiet wurden von der Jca, der Nachfolgerin Rothschilds, in den letzten 15 Jahren Kolonien begründet, die auf Getreidebau und Viehzucht basierten. Das Leben des Arbeiters ist hier ein anderes als in Judäa. Das ganze Jahr Beschäftigung wie eine vielseitige Tätigkeit auf allen Gebieten der Landwirtschaft. Der tüchtig und vielseitig ausgebildete jüdische Landarbeiter, der in diesen Kolonien gearbeitet hat, hat auch selbst Aussicht, kolonisiert zu werden. Die Arbeit ist entsprechend dem Charakter der Kolonien keine Saisonarbeit. Die Arbeit auf dem Felde, im Stall und auf der Viehweide erstreckt sich fast über das ganze Jahr, auch in den Wintermonaten ruht hier die Arbeit nicht ganz. Diesem Kolonietyp entsprechen die hier genannten Kolonien Ssedschera, Mizpa, Jemma (Jawneel), Mes'cha, Beth-Gan, Kinnereth und Milchamja. Noch vor 15 Jahren war das untergaliläische Gebiet der Tummelplatz der Beduinen, die hier den Jordan oft überschritten und ihre Kamelherden dort weideten. Nur einige arabische Dörfer befanden sich hier. Auch eine Tscherkessen-Siedlung, eine der wenigen Palästinas, Kafr-Kenna, liegt in der Nähe. Erst durch die jüdische Kolonisation wurde dies ehemals dichtbesiedeltste Gebiet Palästinas der Kulturwelt erschlossen und als erster Posten hier die Farm Ssedschera begründet, der die Kolonie gleichen Namens folgte. Typisch für diese Kolonien und die Sicherheitsverhältnisse ist ihre Bauart. Auf dem kahlen, baumlosen Hochplateau erkennt man sie schon von weitem durch ihre geschlossene Bauweise. Die mit Mauern umgebenen Höfe sind so aneinandergebaut, daß ihre Rückseite eine zusammenhängende Verteidigungsmauer bildet. Während nun ursprünglich die Kolonisten, die teilweise aus Judäa stammten, wie dort üblich, arabische Wächter zum Schutze verwandten, änderte sich das später, nachdem mehr Siedlungen entstanden waren und ein selbstbewußtes Kolonisten- wie Arbeiterelement in Galiläa heimisch geworden war. In Judäa bedingte die Verwendung arabischer Arbeiter auch die arabische Wache. Ganz anders entwickelten sich die Verhältnisse in Galiläa, wo der Wächterverband „Haschomer" und seine Mitglieder, die „Schomrim" (Wächter), es unternahmen, den jüdischen Boden vor Übergriffen der Araber zu schützen.

Neuerdings gewinnt die Arbeiterfrage eine besondere Bedeutung dadurch, daß man in Palästina begonnen hat, genossenschaftliche Großbetriebe von jüdischen Landarbeitern zu schaffen, wo diese teils unter fachmännischer Leitung, teils ohne diese, unter eigener Selbstverwaltung größere Farmbetriebe vom Nationalfonds gepachtet haben und bearbeiten. Solche Farmen sind entstanden in Merchawja, Daganja, neuerdings auch in Kinnereth und in Ssedschera.

Früher waren die Betriebe in Kinnereth und Ssedschera Lehrfarmen, wo der ungelernte jüdische Arbeiter Gelegenheit hatte, sich in palästinensische Landwirtschaft einzuarbeiten, dagegen war die von der Alliance Israélite

Universelle bei Jaffa gegründete Ackerbauschule Mikwe-Israel zu sehr Schulbetrieb, der außerdem nicht im jüdisch-nationalen Geiste geleitet wurde und daher verhältnismäßig wenig für die landwirtschaftliche Ausbildung und auch für die Kolonisation Palästinas geleistet hat. Bei Kinnereth wurde auch eine kleine Mädchenfarm begründet, die zur Ausbildung junger jüdischer Mädchen in der Landwirtschaft bestimmt ist.

Auch in den Städten hat sich die jüdische Bevölkerung in den letzten Dezennien erheblich vermehrt, und so ist Jerusalem wieder eine überwiegend jüdische Stadt geworden. Eine Folge der zionistischen Bewegung war in Jerusalem die Gründung der jüdischen Kunstgewerbeschule Bezalel, die nicht nur gute kunstgewerbliche Gegenstände hervorbrachte, sondern vor allem auch erstmalig den Versuch unternahm, der Bevölkerung Arbeitsgelegenheit zu verschaffen und Hunderten von Familien Verdienstgelegenheit bot.

Auch auf geistigem Gebiete begann sich in Jerusalem modernes Leben zu entwickeln. Besonders charakteristisch ist aber die Entwicklung der beiden Küstenstädte Jaffa und Haifa. Jaffa, die Hauptthandelsstadt Palästinas, der Mittelpunkt der judäischen Kolonien, entwickelte sich in außerordentlichem Maße. Hier entstand das erste hebräische Gymnasium, das zuletzt fast 900 Schüler zählte, in dem neuen jüdischen Stadtteil Tel-Awiw, der nach vollkommen westeuropäischem Muster angelegt ist. Auch Haifa, der Ausgangs- und Verschiffungshafen Galiläas, verspricht eine ähnliche Entwicklung, begünstigt durch seine natürlichen Vorzüge, seine Lage an der weitgeschweiften Bucht des Karmel. In allen Städten und Kolonien findet sich übrigens fast immer das Beth-am, das Volkshaus, gewöhnlich der Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens des neuen „Jischuw“.

Die Entwicklung der Kolonisation wird charakterisiert durch drei Perioden, die erste, in der Baron Rothschild in den achtziger Jahren die neuentstandenen Kolonien unter seinen Schutz nahm, sie förderte und in jeder Weise ausbaute. Auch die Tätigkeit der „Chowewe-Zion“ gehört dieser Periode an. Die zweite Periode, in der die Jca (Jewish Colonisation Association) als seine Nachfolgerin die Fortführung dieses Kolonisationswerkes übernahm und durch die Schaffung des neuen Typus der Ackerbaukolonien gesunde wirtschaftliche Verhältnisse herbeiführte. Die dritte Periode wird durch den Zionismus eingeleitet, der als nationale Bewegung neue Formen auf allen wirtschaftlichen und kulturellen Gebieten zu schaffen begann. Er setzt sich die Aufgabe, die nationalen und privatwirtschaftlichen Interessen auszugleichen und hier Aufgaben zu übernehmen, wie sie sonst vom Staate durchgeführt werden. Daher auch das Interesse der zionistischen Organisation für eine gesunde Sozialpolitik, für eine vernünftige Bodenpolitik, die es auch dem Landarbeiter ermöglicht, ausreichendes Einkommen zu finden, und seinen wirtschaftlichen Aufstieg vorbereitet. Palästina verlangt Menschen und Kapital, vor allem aber Menschen, die dem Lande etwas nützen können, mit einem starken Willen, aber auch positiven Kenntnissen, vor allem aber solche Juden, wie es in den Worten des jüdisch-amerikanischen Arbeiters in diesem Buche zum Ausdruck kommt: „Praktische Idealisten“.

II.

Die jüdische Arbeiterbewegung in Palästina

von

Isaak Kornfeld.

Die jüdische Arbeiterbewegung, aus deren Mitte die Mitglieder der Organisation „Haschomer“ (der Wächter) sich rekrutieren, besteht aus zwei Arbeiterparteien: der Jüdischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Poale-Zion) Palästinas und der jüdisch-demokratischen Organisation „Hapoël-Hazaïr“. Die erste ist eine Landespartei des Allweltlichen Jüdischen Sozialistischen Arbeiterverbandes Poale-Zion, welcher während des 8. Zionisten-Kongresses im Haag gegründet wurde, und vor dem Kriege in Wien, später im Haag, jetzt in Stockholm seinen Sitz hat; Hapoël-Hazaïr besitzt in den Ländern der Diaspora keine Organisation, nur hier und da Kreise von Freunden.

Schon in den ersten Jahren seines Bestehens konnte der politische Zionismus in den Reihen der jüdischen Arbeiter im Osten festen Fuß fassen. Es entstanden im sogenannten Ansiedlungsrayon verschiedene zionistische Arbeitervereine, welche den gemeinsamen Namen Poale-Zion führten. Die sozialistischen Theorien fanden unter ihren Mitgliedern begeisterte Anhänger. Über die territoriale Lösung der Judenfrage herrschten Differenzen. Im Jahre 1906 wurde auf einer Konferenz in Polen eine einheitliche russische Partei gebildet, welche auf dem II. ordentlichen Parteitage in Krakau (August 1907) ihr Parteiprogramm schuf und den alten Namen Poale-Zion (wörtlich: Arbeiter Zions) aus Anhänglichkeit beibehielt, trotzdem er nicht mehr den erweiterten Ideengehalt der Partei zum Ausdruck bringt. Der Haupttheoretiker der russischen Landespartei, ihr Gründer und Führer war der am 17. Dezember 1917 in Kiew verstorbene Ber Borochow.

In Palästina existiert die Poale-Zion-Partei seit dem Jahre 1906; sie gibt in Jerusalem die Wochenschrift „Ha-achduth“ (Solidarität) heraus, die einzige sozialistische Zeitung in hebräischer Sprache und überhaupt die einzige sozialistische in der Türkei und Vorderasien.

Die Ziele des Poale-Zionismus sind:

1. Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und der Umbau der Gesellschaft auf sozialistischer Grundlage durch den Klassenkampf des jüdischen Proletariats in den Reihen der allweltlichen Sozialdemokratie.

2. Territoriale Autonomie für das jüdische Volk in Palästina auf demokratischer Grundlage.

3. Nationalpolitische Autonomie für die Juden in allen Ländern, wo sie eine nationale Minderheit bilden.

Auf der II. allweltlichen Konferenz 1909 in Krakau wurde der Palästina-Arbeiter-Fonds ins Leben gerufen mit folgenden Aufgaben: Erleichterung der Einwanderung der jüdischen Arbeiter nach Erez-Israel, ihre Einwurzelung in Palästina und in den Nachbarländern, sowie deren Verfestigung in der dortigen Produktion durch Gründung von Informationsbureaus und Institutionen des Arbeitsnachweises; ferner unterstützt der P.-A.-F. und gründet Einwandererhäuser in den Häfen, sowie Wohnungen und

verschiedene Anstalten für Arbeiter. Er hilft auch den professionellen, kooperativen und politischen Organisationen des jüdischen Proletariats Palästinas und der Nachbarländer und unterstützt in diesen Ländern die kulturellen Anstalten, Bibliotheken, Lesehalle, Zeitungen, Bücherausgaben usw.

Die Poale-Zion ist die einzige jüdische Arbeiterbewegung, die eine allweltliche Organisation hat. Die Zahl ihrer Anhänger läßt sich jetzt schwer genau feststellen. Die amerikanische Partei zählt allein über 8000 festorganisierte Mitglieder, während in Polen und in Südrußland je 10 000 Mitglieder verzeichnet werden. Zeitungen, Broschüren und Bücher erschienen in jiddischer, hebräischer, russischer, deutscher, polnischer, französischer, englischer, holländischer, tschechischer und bulgarischer Sprache.

Auf dem 9. Zionistenkongreß in Hamburg (Dezember 1909) wurde dank der Bemühungen der poale-zionistischen Delegation ein Genossenschaftsfonds errichtet, zwecks „Beschaffung der Mittel zur Bildung landwirtschaftlicher Produktivgenossenschaften in Palästina" auf Grund der Vorschläge von Professor Dr. Franz Oppenheimer. Im Oktober 1910 ist die Erez-Israel-Siedlungsgesellschaft m. b. H. zu Köln mit Anteilscheinen in Mindesthöhe von 500 Mark legalisiert worden und hat die erste Genossenschaft auf dem Terrain des Jüdischen Nationalfonds Merchawja in Galiläa eingerichtet. Seit Juli 1911 besteht eine zweite kommunistische Landarbeitergenossenschaft auf Dagania am Ausfluß des Jordans aus dem Tiberiassee.

Hapoël-Hazaïr — Der junge Arbeiter — ist keine eigentlich sozialistische, sondern eine national-soziale Bewegung, welche seit 1906 ein hebräisches Organ „Hapoël-Hazaïr" in Jaffa herausgibt. Das Bestreben dieser Partei ist Selbsthilfe, Beschaffung von Arbeit für jüdische Arbeiter und Vertiefung des jüdischen Nationalbewußtseins unter diesen. Die Mitglieder bestehen aus Intellektuellen, die in Palästina aus ideellen Motiven Arbeiter wurden, und aus einer kleinen Zahl bereits früher Arbeiter Gewesenen.

Die Poale-Zion gründeten im Jahre 1910 einen rein jüdischen Wachtdienst unter dem Namen „Haschomer", der die Bewachung der Kolonien durch jüdische Wächter (darunter auch Berittene für den Außendienst) gegen eine Pauschalsumme übernimmt. Diese Organisation versah 1912 den Gesamtwachtdienst in den Kolonien Rechowoth, Chedera, Jemma, Merchawja, Kinnereth usw. Im ganzen stellte die Organisation im Winter 50 und im Sommer zur Zeit der Ernte 150 Mann. Die Leute versehen ihren schweren Dienst, die Kolonien vor Diebstahl und Raub seitens der wilden Beduinen zu schützen, mit der größten Aufopferung.

III.

Das jüdische Jahr.

Von Jekabez.

Die Begebenheiten, von denen in dem Buche „Jiskor" berichtet wird, spielen sich innerhalb des jüdischen Jahres ab und sind, wo nötig, nach dem jüdischen Kalender datiert. Die junge jüdische Gemeinschaft Palästinas hat ihr Leben nach dem jüdischen Kalender eingerichtet, wie denn das jüdische Volk sein jüdisches Jahr aus Erez-Israel mitgenommen hatte, um es jetzt wieder dahin zurückzubringen. Der jüdische Kalender, die jüdische Woche und der Sabbat sind Grundtatsachen der dortigen Lebensform, auch wo sie dem religiösen Geiste fremd sind. Im folgenden sollen daher in gedrängter Kürze einige Angaben über den jüdischen Kalender gegeben werden.

Die Juden rechnen das Jahr nach **Erschaffung der Welt** (Briath haolam) und zählen jetzt das fünftausendsechshundertachtundsiebenzigste Jahr. Das jüdische Jahr kann man finden, indem man von den Hunderten der Jahreszahl der bürgerlichen Zeitrechnung die Zahl 240 abzieht und vor die gefundene Zahl die Anzahl der vollendeten seit der Erschaffung der Welt verstrichenen Jahrtausende setzt — jetzt 5000. Z. B. entspricht das bürgerliche Jahr 1918 dem Jahre 5678 des jüdischen Kalenders: 918—240=678 plus 5000=5678. (Für Daten zwischen Rosch-Haschana und 31. Dezember ziehe man bloß 239 ab.)

Das jüdische Jahr ist ein **Mondjahr** von 12 Monaten, denen zum Ausgleich mit dem Sonnenjahr in 19 Jahren 7 **Schaltmonate** hinzugefügt werden. Das Jahr hat 12 Monate; die Monate haben 29 oder 30 Tage. Die Länge der Jahre ist verschieden; es gibt **gewöhnliche Jahre** von 353, 354 und 355 Tagen, **Schaltjahre** von 13 Monaten, von 383, 384, und 385 Tagen.

Die Monate heißen: Tischri, Cheschwan, Kislew, Teweth, Sch'wat, Adar (im Schaltjahre Adar rischon, Adar scheni), Nissan, Jjar, Ssiwan, Tammus, Aw und Elul. Der erste Tag des Monats ist der Neumondtag (Rosch Chodesch).

Der Jude gedenkt zu allen Zeiten, ist „maskir", doch es gibt auch bestimmte Tage dafür, die über das ganze Jahr verteilt sind: Fest-, Fast- und Gedenktage. Viermal im Jahre, am Jom Hakippurim, Schmini azzereth, am Schlusse des Peßah- und des Sch'wuothfestes, gedenkt man der Heimgegangenen. Die besonders hierfür festgesetzten Gebete beginnen mit den Worten: „Es gedenke der Herr der Seele ...": „Jiskor elohim nischmath", und das erste dieser Worte hat dem Bräuch den Namen gegeben. Die Fürbitte gilt nicht nur denen, die einem leiblich nahe standen, man gedenkt vielmehr aller, die an allen Orten und zu allen Zeiten ihr Leben für ihr Volk und ihr Land eingesetzt haben ... „Er versöhne sein Land, sein Volk", heißt es dort:

וכפר אדמתו עמו

Personen- und Sachregister nebst Glossar.

Haikar hazaïr (האכר־הצעיר) Der junge Bauer, Name einer zionistischen Studentenorganisation 173, 178, 184, 186, 187, 188, 191.

Halacha (הלכה), Gesetz, gesetzliche Bestimmung, der rituelle und juridische Teil des Talmud 131.

Hapoël-hazaïr (הפועל־הצעיר) (Der junge Arbeiter), eine national-demokratische Organisation in Palästina, die eine gleichnamige hebr. Zeitschrift herausgibt 39, 72, 82, 83, 206, 208, 210.

„**Hasamir**" (הזמיר), „Die Nachtigall", gew. Name der jüdischen Gesangvereine 150.

Haschomer (השומר), der Wächter, 67, 97, 99, 117, 126, 127, 136, 161, 208, 210.

„**Hedad**" („הידד"), Ausruf, etwa hurra! 106.

Hermon (חרמון), Gebirge in Palästina (großer und kleiner Hermon) 9, 11, 108, 120, 123, 179, 190.

Herzl, Theodor, Begründer der zionistischen Organisation (1860—1904) 178.

Homel, Stadt in Rußland 90.

Ica = Jewish Colonisation Association, von Baron Hirsch (1891) gegründete Kolonisationsgesellschaft 10, 13, 208, 209.

Jiar (אייר), achter Monat nach der jüdischen Zeitrechnung 74, 102, 212.

Illinois, Staat in Amerika 169.

Jaffa (יפו), Hafenstadt in Judäa 5, 37, 38, 99, 159, 160, 161, 163, 165, 168, 207, 209.

Jalta, Stadt in Südrußland 91, 93

Jekabez (Pseud.) 212.

Jekaterinoslaw, Stadt in Rußland 179.

Jemeniten (Yemeniten), Juden aus Yemen (Südarabien) 9, 107, 179.

Jemma (hebr. יבנאל) (Jawneel), Kolonie in Galiläa (gegr. 5662 [1902]) 14, 24, 67, 99, 100, 123, 124, 166, 208.

Jericho (יריחו), Stadt in der Jordanebene (siehe Josua Kap. 6), Vorw. 4.

Jerusalem (ירושלים) 102, 110, 134, 166, 209.

Jeschiwa (ישיבה) (Mehrzahl Jeschiwoth), talmudische Hochschule 5, 9, 130, 131.

Jesreel (יזרעאל), Ebene in Galiläa, 9, 109, 110, 111, 112, 118, 164, 178, 189, 207.

Jischuw (ישוב), Besiedelung, (städtische wie ländliche) Kolonisation, besonders die Palästinas 102, 107, 208.

„**Jiskor**" (יזכר), „elohim nischmath . . .", „Es gedenken (Gott die Seele von . . .)", Anfang und Name des wichtigsten Gebetes für Verstorbene 70, 80, 212.

Jizchok Masmid (יצחק מתמיד), Rabbi, Leiter der gleichnamigen Jeschiwa in Jerusalem 130.

Jom-Hakipurim (יום הכפורים), Versöhnungstag (10 Tischri) 212.

Jordan (ירדן), 8, 11, 74, 112, 124, 142, 143, 179, 182, 183, 207.